P. Dr. Th. Bunda O.F.M.

Der Oberschlesier

11. Jahrgang, 10. Heft Oktober 1929

Unserm lieben Dr. Bolko von Richthofen zum Abschied aus Oberschlesien

Am 1. November d. Js. verläßt Dr. von Richthofen Oberschlesien, um — einem Rufe der Universität und des Senats der Freien Stadt Hamburg folgend — die Nachfolgeschaft von Professor Dr. Schwantes als Kustos am Museum für Völkerkunde in Hamburg anzutreten.
Die oberschlesische Heimatarbeit erleidet mit seinem Weggange einen überaus schweren Verlust.
Am 1. November 1925 war Dr. von Richthofen als Nachfolger von Studienrat Arndt-Beuthen zum staatlichen Vertrauensmann für die kulturgeschichtlichen Bodenaltertümer im Bereiche der Provinz Oberschlesien ernannt und in dieser Eigenschaft in die Provinzialverwaltung berufen worden. Er verblieb zunächst in Beuthen, bis er im Auftrage des Herrn Landeshauptmanns am 1. Juli 1926 nach Ratibor übersiedelte. Es ist eines der vielen Verdienste von Alfred Arndt, daß er in weiser Voraussicht Dr. von Richthofen als seinen Nachfolger empfahl, und der Provinzialverwaltung von Oberschlesien müssen wir Dank wissen, daß sie als jüngste preußische Provinz die Sorge für die kulturgeschichtlichen Bodenaltertümer mit der Anstellung Richthofens einem Fachmanne im Hauptamt übertrug.
Dr. von Richthofen baute auf der bahnbrechenden Arbeit des 1. Vertrauensmanns, Alfred Arndts weiter, und es ist ihm gelungen, mit seinen Helfern und Freunden in wenigen Jahren das heute so stattliche Gebäude der oberschlesischen Urgeschichtsforschung aufzurichten. Die Zahl der Fundstellen brachte er — um nur einiges zu erwähnen — von etwa 250 auf den augenblicklichen Stand von etwa 800, die Zahl der ständigen Mitarbeiter von etwa 30 auf 300; unter Richthofens Leitung wurden durch die Ausgrabungen eine ganze Reihe aus Oberschlesien bisher noch nicht bekannte Kulturgruppen wissenschaftlich festgelegt.
Die Brückenlage Oberschlesiens, seine uralte Sendung als Durchgangsland zeigt eine außergewöhnliche Fülle von Aufgaben auf und erschwert die Forschung. Richthofens Begabung, sein Fleiß und sein wissenschaftliches Können überwanden diese Hemmungen.
In den fleißigen und umsichtigen Ausgrabungen, bei Wind und Wetter, wurde gerettet, was bei den zur Verfügung stehenden beschränkten Mitteln zu retten möglich war. Die Eingänge wurden planmäßig gesammelt und geordnet, ein vorbildliches Provinzialfundarchiv, nach Kreisen und Gemarkungen gegliedert und von Ratibor und Beuthen gleichzeitig weitergeführt, wurde angelegt.
In einer großen Zahl wissenschaftlicher Arbeiten, als Beiträge in der Fachpresse oder als eigene Broschüren, legte Dr. von Richthofen wichtige Forschungsergebnisse vor. Die Kritik unterstrich die strenge Sachlichkeit dieser Arbeiten, wie Dr. von Richthofen überhaupt in seinem ganzen Wesen sich empört gegen tendenziös beeinflußte, falsche Wissenschaftlichkeit. Das hat er bewiesen gegenüber den nationalistischen Forschungsmethoden der Schule des polnischen Professors Dr. Kostrzewski in Posen, welchen erfolgreichen Abwehrkampf er bei aller Schärfe jedoch immer vornehm und sachlich führte.
Darüber hinaus verstand er es aber auch, die strenge Wissenschaft dem praktischen Leben nutzbar zu machen, was ja gerade im Grenzland Oberschlesien so überaus wichtig ist.

Wenn heute in der Tagespresse, in den Heimatblättern und Heimatkalendern die oberschlesische Vorgeschichte einen breiten Raum einnimmt und wenn die oberschlesische Öffentlichkeit hier lebhaften Anteil nimmt, und man draußen im Reich zu diesen Dingen doch manchmal aufzuhorchen beginnt, so ist das mit ein Verdienst Richthofens, der in Wort und Schrift, durch Lichtbild- und Radiovorträge und Lehrgänge eine fruchtbare Tätigkeit entfaltete.

v. Richthofen hat eben die seltene Gabe, dem Wissenschaftlichen und mehr volkstümlich Heimatkundlichen gleichermaßen zu dienen, wie es ihm während seiner oberschlesischen Tätigkeit auch gelungen ist — und das ist etwas beinahe Einzigartiges — die Fachwissenschaftler und einen über die ganze Provinz zerstreuten Stab begeisterter und wertvoller Helfer und Förderer in eine schöne Arbeitsgemeinschaft zusammenzuführen.

Diese umfangreiche Arbeitsleistung ist umso erstaunlicher, als Dr. von Richthofen noch verhältnismäßig jung ist.*

Sie findet aber ihre beste Erklärung in seiner gewinnenden Persönlichkeit. Wir heimatbewegten Oberschlesier nehmen schweren Herzens von ihm Abschied. Wir werden insbesondere auch sein ganz schlichtes ehrliches Wesen, seine leidenschaftliche Hingabe an alles Schlesische und Deutsche niemals vergessen. Er war uns so recht ein Edelmann in der wahrsten und schönsten Bedeutung dieses Wortes. Unser bester Dank wird ihm das Versprechen seiner bewährten Mitarbeiter sein, das von ihm und vorher von Arndt begründete Werk fortzusetzen und weiter auszubauen. Es ist ein Trost dabei, daß er ja von seinem neuen Wirkungsort Hamburg aus mit uns weiter in Verbindung bleibt und mancherlei für Oberschlesien auch in Zukunft wird tun können.

Auch unserer Monatsschrift fühlte sich Freiherr von Richthofen aufrichtig verbunden. Es ist nicht Aufgabe und Art des „Oberschlesiers", noch schaffenden Volksgenossen große Verbeugungen zu machen und besondere Loblieder zu singen. Wir vermeiden es auch nach Möglichkeit, beispielsweise noch schaffende Mitkämpfer im Bilde in der Zeitschrift vorzustellen, weil man ja bei solchen Dingen sehr leicht irgendwo anstößt und eine Verpflichtung die andere zur Folge hat, was dann eine Kette ohne Ende gibt, welche die Entwicklung unseres Führerblattes mehr hemmen als fördern könnte. Wenn wir in dem Falle Richthofen einmal von diesem Grundsatze bewußt abwichen, so hat das seine guten Gründe. Die oberschlesische Heimatarbeit Richthofens erscheint uns so vorbildlich und der Nacheiferung wert, daß wir sie mit allem Nachdruck herausstellen. Es kommt dazu, daß Richthofen ein prächtiger Typ jener Nichtoberschlesier ist, die in ganz kurzer Zeit bei uns heimisch wurden und für Oberschlesien sich mit ihrer ganzen Persönlichkeit und Kraft einsetzten, wofür wir immer dankbar sein müssen.

Schon längst ist Dr. von Richthofen von den Oberschlesiern der Heimatforschung und Heimatkunde zum Oberschlesier ernannt worden! Er ist unser — auch weiterhin.

Für Hamburg aber geben wir ihm ein gutes oberschlesisches „Glückauf" mit auf den Weg.

K. Sczodrok.

* Er wurde am 13. September 1899 auf dem Gute Mertschütz bei Liegnitz geboren, besuchte das Städt. Gymnasium in Liegnitz, wurde während des Krieges Soldat und studierte nach Kriegsschluß zuerst 3 Semester Jura an den Universitäten Breslau und München, um sich dann der Vorgeschichte zuzuwenden und 1924 an der Universität Breslau bei Professor Seger mit einer grundlegenden Arbeit über die ältere Bronzezeit in Schlesien summa cum laude zu promovieren. Er war dann wissenschaftlicher Hilfsarbeiter an der vorgeschichtlichen Abteilung des Schlesischen Museums für Kunstgewerbe und Altertümer in Breslau. Am 1. Juli 1925 wurde er zum städtischen Kustos am Museum Beuthen mit der Sonderaufgabe der Vorgeschichte ernannt. Das Museum in Beuthen verdankt seiner Tätigkeit einen guten Teil seiner Entwickelung. Das Gleiche ist von dem Ratiborer Museum zu sagen.

Vor mehreren Monaten kündigte Dr. Mak-Gleiwitz mir für den „Oberschlesier" einen Aufsatz über oberschlesische Speicher an. Unverhofft erhielt ich nun inzwischen von Dr. Hellmich, dem hier altbewährten schlesischen Heimatforscher, und unserem Dr. von Richthofen Beiträge aus dem gleichen Sachgebiet. — Ein hübsches Beispiel von der sogenannten Duplizität der Gedanken!

Auf die von Dr. Mak ausgearbeiteten und demnächst insbesondere an die oberschlesischen Schulen zum Versand kommenden Fragebogen sei besonders aufmerksam gemacht. Für die Beantwortung der Fragebogen werden die 3 hier folgenden Aufsätze eine eingehende und gute, aber auch genußreiche Unterrichtung bieten.

Karl Sczodrok.

Bestandsaufnahme der oberschlesischen Speicherbauten

Von Dr. Wilhelm Mak

Die Speicherbauten beschäftigen heute die Volkskundler. Meine Aufmerksamkeit fesselte schon in meiner Kindheit ein Speicher in hohem Maße. Wenn die goldene Herbstzeit kam, durfte ich zu meinen Verwandten auf der rechten Oderseite zur Kirmes mitfahren. Dort stand in einem weiten Obstgarten in der Nachbarschaft eines gewaltigen Nußbaumes wie ein altes Heiligtum ein Laimes.* In meinem Heimatdorfe hatte ich einen solchen Bau noch nicht gesehen. Deswegen befühlte ich neugierig seinen dicken Lehmbelag. An einigen Stellen war der Lehm herausgebrochen, und ich konnte die mächtigen Balken sehen, in denen Holzspeile steckten wie die Stacheln eines Igels. Erst später lernte ich verstehen, daß diese dazu da waren, die schwere Lehmmasse zu tragen. Auch sonst war das ein merkwürdiger Bau: Man konnte bequem zwischen dem Dache und den Seitenwänden, die sich nach oben wölbten, hindurchsehen. Das steile Schleppdach aus Schindeln saß wie ein Helm auf dem Gebäude. Stand ich vor dem Giebel dieses Speichers, so erblickte ich oben auf der Rundung des Gebäudekerns unter der Spitze des Daches ein ausgestopftes Fohlen. Zu dem wäre ich gar gern hinaufgeklettert. Lächelnd öffnete mir der Onkel mit einem riesigen Schlüssel die dicke Eichentür, die einen reichen Eisenbeschlag trug. Innen empfing uns kühler Dämmerschein, denn nur kleine Lucken ließen das Tageslicht einströmen. Das Erdgeschoß des Speichers diente als Rumpelkammer für allerlei Geräte. Wir stiegen von Stockwerk zu Stockwerk. Auf den Böden lagerte Getreide oder dufteten rotbäckige Äpfel. Von diesen durfte ich mir die schönsten in die Tasche stecken. Aber es drängte mich doch zum Fohlen hinauf. Oben, im letzten Stockwerke, sah ich aber die Wölbung des Speichers, durch die keine Tür unter das Dach zum Pferdchen führte. Das ist nämlich mit Hilfe einer Leiter von außen oben aufgestellt worden.

* auch Laimes, von Lehm.

Später, als ich volkskundlich sehen lernte, stellte ich fest, daß es viele solcher Speicher auf der linken Oderseite gab, und daß diese zumeist in Gesellschaft des fränkischen Gehöftes vorkamen. Nun schätzte ich diese Bauten als Zeugen der deutschen Besiedlung. Bei meinen Fahrten durch das Land sah ich aber auch, daß die Speicher nicht alle von der Art des beschriebenen waren.

Zunächst fielen mir die großen Dominialspeicher auf, die sich nicht turmartig erheben, sondern zumeist einen Langbau bilden. Die Schrotholzbalken sind nicht mit Lehm belegt, und die Speicher erinnern oft genug an die bekannten Schrotholzkirchen. Man betrachte nur den Schüttboden von Neuhof. Man braucht nur einen Turm daneben zu setzen und größere Fenster hineinzuschneiden, dann hat man eine Schrotholzkirche vor sich. Oft genug wird es ja dieselbe Zimmermannsaxt gewesen sein, die die Schrotholzkirche und den herrschaftlichen Speicher errichtet hat.

Große Ähnlichkeit mit dem Dominialspeicher haben die hölzernen Industriespeicher, die hier und da noch vorkommen, wie z. B. in Groß Strehlitz, den die Colonnas errichtet haben.

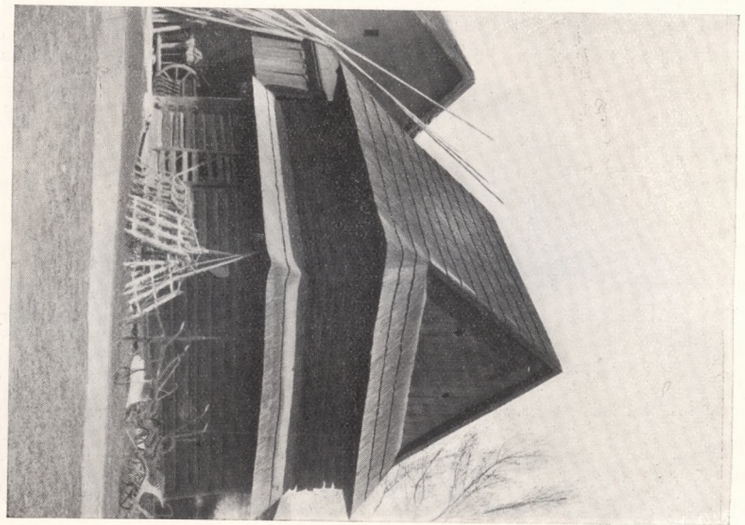
Die vierte Art von Speichern, die wir in unserer Heimat finden, gehört gleichfalls zu den Schrotholzbauten, nur sind sie ohne Lehmbelag. Als Beispiel findet der Leser unter den Abbildungen den Speicher der Pfarrei Pilchowitz. Außerdem wird es noch hier und da Speicherbauten geben, die in einer anderen Technik wie z. B. Fachwerk, Ziegel- oder Steinbau gebaut sind, die einer näheren Untersuchung wert sein werden.

Von allen diesen Bauten soll in Oberschlesien eine Bestandsaufnahme durchgeführt werden. Es werden Fragebogen verschickt werden, um deren sorgfältige Ausfüllung gebeten wird. Außer der Beantwortung der einzelnen Fragen ist es noch erwünscht, auf der Rückseite des Blattes einen Lageplan des Speichers zu zeichnen, und zwar so, daß man nach Möglichkeit die Gehöftform daraus erkennen kann. Das braucht natürlich keine kunstvolle Zeichnung zu sein. Eine grobe Faustskizze erfüllt hier vollständig ihren Zweck. Daneben würde natürlich ein Lichtbild des Speichers freudig begrüßt werden, zumal, wenn dieser irgend eine besondere Eigentümlichkeit an sich hat.

Mit der Bestandsaufnahme, deren Ergebnisse wissenschaftlich ausgewertet und kartographisch festgelegt werden sollen, hat die Vereinigung für Heimatkunde unter dem Vorsitze des Herrn Regierungsdirektors Dr. Weigel den Unterzeichneten beauftragt.

Dominialspeicher Neuhof, Kr. Cosel — Lichtbild Dr. W. Mak

Dominialspeicher Krzanowitz, Kr. Cosel — Lichtbild Dr. W. Mak



Speicher Pfarrei Pilchowitz, Kr. Ratibor — Lichtbild Dr. W. Mak

Bauernspeicher in Leschane, Kr. Cosel — Lichtbild Dr. W. Mak

Die oberschlesischen Laimes (Speicher) slawisch oder deutsch?

Von M. Hellmich

Im Globus, Bd. LXXVII von 1900 S. 290 ff. behandelt Karl Rhamm-Braunschweig unter dem Titel: „Zur Entwickelung des slawischen Speichers" die hier zu betrachtenden Bauwerke und unter anderen süd- und osteuropäischen Bauten derselben Zweckbestimmung auch die Laimes des Leobschützer Kreises, wobei er sich, wenigstens für diese letzteren anscheinend ohne eigenen Augenschein, auf einen früheren Aufsatz von Dittrich „Schlesischer Hausbau und schlesische Hofanlage" im Globus Bd. LXX S. 285, stützt.

Nach meinem Dafürhalten hat Rhamm, verleitet von der Bezeichnung „Speicher", zunächst einmal Baulichkeiten mitbehandelt, die mit den von ihm richtig beschriebenen, nach seiner Ansicht unbestritten slawischen Holz-Lehmspeichern weder nach Aufbau noch nach Verwendung Gemeinsames haben. Für die nachstehende Betrachtung scheiden jedenfalls seine sogenannten „deutschen Speicher" auf länglich rechteckigem Grundriß, daher mit langem First, mit meist doppeltem Zugang und mit Bühnen vor dem Oberstocke ebenso aus, wie die slowakischen, die er in ihrer äußeren Form mit Termitenhaufen vergleicht und auch die ungarischen mit verkleinerter, dem Bau unterschneidender Grundfläche, deren Eingang nicht einmal ebenerdig ist, sondern hoch über der Erde im Giebelfelde liegt und die fast wie afrikanische Kornbehälter anmuten.

Diese Ausscheidung rechtfertigt sich meines Erachtens aus baulichen Gründen: die letzteren beiden sind aus lehmbeworfenem Flechtwerk erbaut und allen dreien fehlt der für alle älteren Laimesbauten so bezeichnende doppelte obere Abschluß durch geschlossene Decke über dem Oberstock und Dach. Daß sie gerechtfertigt ist, wird am besten klar gestellt, wenn ich die in Schlesien bisher von mir festgestellten verschiedenen Bauarten der Laimes beschreibe, wobei ich ihrer wahrscheinlichen Entwickelung von der ursprünglichen zur neuzeitlichen Form folge.

1. Am urtümlichsten erscheint mir ein Speicher aus dem Kreise Brieg rechts der Oder, dessen Wände vollständig in Schrotholzbau durch zwei Stockwerke senkrecht hochgeführt sind, während das Dachgeschoß eine regelrechte Tonnenwölbung aus Holzbalken aufweist. Der ganze Bau steht auf einem Schwellenrahmen, der auf einer Unterlage von großen Steinen ruht. Die Bohlwerkswände sind mit Holznägeln gespickt; ihre Köpfe ragen etwa fünf Zentimeter hervor und tragen einen ungefähr zehn Zentimeter starken Lehmbewurf, der den ganzen Bau an den Seiten und oben einhüllt. Von Öffnungen sind nur in jedem Stockwerk vier paarweise in den gegenüberliegenden Wänden angebrachte Luken von etwa zwanzig Zentimeter Höhe und Breite vorhanden, während eine

verhältnismäßig niedrige Türöffnung den Zugang zum Erdgeschoß bildet und mit einer aus doppelten Bretterlagen hergestellten, mit großköpfigen Nägeln beschlagenen Tür verschlossen wird. Die Verbindung mit den oberen Stockwerken vermitteln einfache Treppen im Inneren. Auf das so in sich vollständig geschlossene Bauwerk ist ohne irgendwelche Verbindung mit ihm ein Dach, wie ein Hut, aufgesetzt. Es ist in seiner ältesten Form mit Stroh oder Schindeln gedeckt und kann bei einem im Gehöft ausbrechenden Brande entweder mit langen Stangen heruntergestoßen werden oder es brennt auf der lehmgeschützten Decke des Speichers herunter, ohne den Bau selbst infolge dieses Lehmschutzes zu gefährden. Der Lehmpanzer des Baus macht ihn überhaupt feuersicher, wie mir ein Laimes im Kreise Ratibor bewies, dessen Lehmverputz bei einem früheren Brande des übrigen Gehöftes zum Teil verziegelt war, ohne daß der Bau im übrigen gelitten hätte. Auf dieser besonderen Eigenschaft der Feuersicherheit beruhte wohl die Wertschätzung dieser Bauten mit, namentlich in älteren Zeiten, als die Bauart der Häuser in den Dörfern noch keine Sicherheit gegen verheerende Brände bot.

2. Als zweite Entwickelungsstufe möchte ich die Speicher ansehen, die sich jetzt noch in reicher Zahl namentlich in den Kreisen Leobschütz und Cosel befinden. Bei ihrem Bau hat man die besondere Schwierigkeit, die in der Verbindung des tonnenförmigen oberen Abschlusses mit den Giebelfeldern liegt, dadurch vermieden, daß man die Wände des Obergeschosses steil abgeböscht und darauf einen flachen Abschluß als Decke gelegt hat. Auch hier ist der Lehmbewurf wieder über der Decke, wie über den senkrechten und den schrägen Seiten aufgebracht. Auf der Decke steht dann ein niedriger Dachstuhl an beiden Giebelwänden, der den Firstbalken trägt, während die Sparren auf den geböschten Wänden des Oberstockes aufliegen, mit denen die Dachfläche parallel läuft. Hier ist ein Herunterstoßen des Daches nur unter Schwierigkeiten möglich. Ich möchte daher, da diese Bauart wohl nur die unter 1. beschriebene örtlich abwandelt, aber sonst ebenso urtümlich erscheint, die Bekämpfung des Brandes durch Herunterstoßen des Daches nicht als Zweck der mangelnden Verbindung zwischen Dach und Gebäude ansehen. Das Dach ist wohl nur eine von der Erfahrung geforderte spätere Zutat zum Schutze des Lehmbewurfes gegen Schlagregen. Einen Übergang von der tonnenförmigen Wölbung zu der eben beschriebenen Bauart mit flacher Decke scheint mir ein von Rhamm im Bilde gebrachter Speicher aus der Tschechoslowakei dazustellen.

3. Sicher als Fortentwickelung der zweiten Form ist ein Speicher zu betrachten, den ich in Bladen, Kr. Leobschütz fand. Hier bestehen die Umfassungswände nicht mehr aus mit Lehm bekleidetem Schrotholz, sondern sie sind aus Luftziegeln aufgemauert. Diese Umfassungsmauern sind infolgedessen und weil in sie ohne weitere Unterlagen die Köpfe der ziemlich schwachen Deckenbalken eingelassen sind, sehr stark. Sonst entspricht zwar ihr Aufbau äußerlich dem der unter 2. beschriebenen Gebäude; jedoch ist das Dach und

mit ihm das ganze Obergeschoß grundlegend verändert: ihm fehlen die Seitenwände an den Traufseiten. Ferner sind die Giebelwände nicht zur vollen Höhe unter den First geführt, sondern lassen ein kleines Dreieck von etwa einem Drittel der Giebelhöhe frei und als Decke hat dieses Dachgeschoß nur das Schobendach über sich, dessen Sparren auf den drempelartig etwas über den Fußboden erhöhten Mauern der Traufseiten ruhen. Der Schutz gegen Feuersgefahr für die beiden unteren Stockwerke wird durch Belegung des Fußbodens des Dachgeschosses mit dickem Lehmestrich bewirkt, in dem die Öffnung über der Leiter, die den Zugang von unten vermittelt, durch eine schwere Falltür verschlossen wird. Ehemals hat sie sicher auch einen Schutz durch einen Lehmbelag gehabt, wie er aus der Oberlausitz für ganze Treppenverkleidungen in Speichern bekannt geworden ist. (S. Bautzener Geschichtsblätter 1925 S. 235/6 und meine Bemerkungen dazu: Allschles. Blätter 1927, Nr. 6). Der ganze Bau, so sehr er auch durch die Verwendung von Luftziegeln scheinbar an Feuersicherheit, dem Hauptvorzug der alten Laimes, gewonnen hat, macht doch den Eindruck, daß dieser Leitgedanke dem Erbauer entweder nicht mehr gegenwärtig oder nicht wichtig genug war, um ihm auch in allen Einzelheiten, insbesondere beim Dache, den folgerichtigen baulichen Ausdruck zu geben.

4. Schon neuzeitlich wirken in ihrem straff zusammengerafften äußeren Bilde einzelne Speicher aus der Brieger Gegend, die vollständig in Fachwerksbau mit Füllungen von gebrannten Ziegeln ausgeführt sind. Das mit Flachwerken gedeckte Dach ist dann nicht mehr besonders frei aufgesetzt, sondern der Dachstuhl ist in üblicher Weise mit den aufgehenden Wänden verbunden und das Dach selbst bildet die Decke des Dachgeschosses; immerhin lassen die wenigen und kleinen Öffnungen den Zweck des Gebäudes noch deutlich erkennen. Nur in der Giebelverkleidung aus Holz findet sich noch ein Anklang an die alte Form des Dachhutes, mißverstanden freilich insofern, als hier die Feuersicherheit gerade durch den holzverkleideten Giebel wieder gefährdet wird.

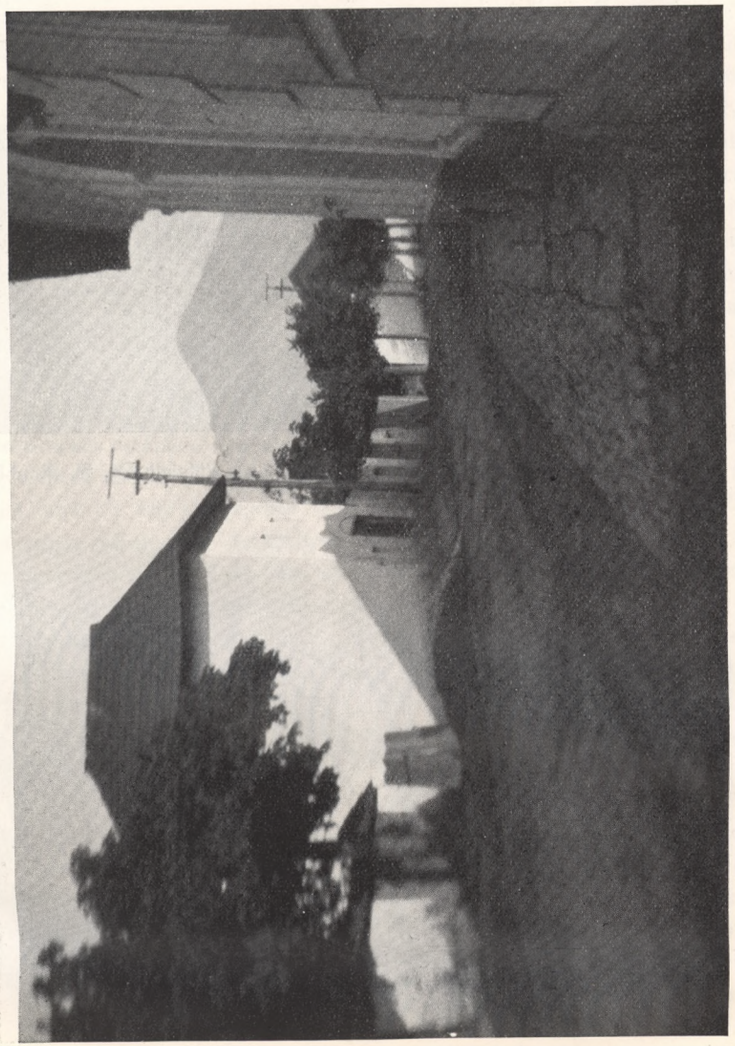
5. Als jüngstes Glied der ganzen Entwickelungsreihe betrachte ich die völlig massiven Speicher, die sich allenthalben im Verbreitungsgebiete der Laimes noch finden, sofern nicht auch diese Wirtschaftsstufe schon überholt und auf den Höfen die Schüttböden mit Ställen oder Scheunen verbunden sind. Die völlig massiven Speicher zeigen nur noch in der verhältnismäßig kleinen, nahezu quadratischen Grundfläche bei beträchtlicher Höhe und durch die sparsam angebrachten Licht- und Luftöffnungen ihren Ursprung von den Laimes an, deren Namen sie geerbt haben. —

Alle vorstehend beschriebenen Formen haben eben als Zeichen ihres gemeinsamen Ursprunges einen verhältnismäßig kleinen, ganz oder nahezu quadratischen Grundriß, meist ziemlich erhebliche Höhe, die sich im Inneren in mindestens zwei, oft aber in drei Stockwerke gliedert, während eine äußere Gliederung völlig fehlt und nur aus den

spärlichen Lichtöffnungen, oder bei schadhaftem Lehmbewurf durch die Köpfe der Deckenbalken vermutet werden kann, ferner eine einzige, möglichst klein bemessene Zugangstür und ein hutartiges Dach, das bei den ältesten Formen ohne jede Verbindung mit dem Hauptbau auf dem völlig geschlossenen Obergeschoß nur lose aufsitzt und in der Abwalmung der Giebel mit oft noch schürzenförmig herabhängender Verbretterung deutlich seinen Zweck als Schutz des Lehmbewurfes gegen Schädigung durch Regengüsse verrät. Einzelne von diesen Kennzeichen mögen sich bei den jüngeren Formen, durch Verwendung fester Baustoffe überflüssig geworden, verwischen oder ganz verschwinden; aber der äußere Eindruck des Laimes ist so kennzeichnend, daß eine Vermengung z. B. mit den von Rhamm mitbehandelten „deutschen" Speichern ausgeschlossen ist. Sie stehen häufig auf der Dorfaue oder am Wegerande gegenüber vom Hofe; wenn aber im Hofe, dann immer abseits von den anderen Gebäuden.

Wie bereits angedeutet, geht die Zahl der Laimes Jahr für Jahr stark zurück, trotzdem ihre Besitzer deren Vorzüge nicht genug zu rühmen wissen. So erzählte mir ein Altsitzer in Rösnitz, Kreis Leobschütz, dessen Speicher erst vor einigen dreißig Jahren erbaut worden war, daß die Fleischwaren, selbstverständlich in geräuchertem Zustande, an der Decke des Bodenraumes aufgehängt, sich von Weihnachten des einen bis zur selben Zeit des nächsten Jahres frisch halten. Allerdings war dieser Speicher, in den er mich mit berechtigtem Stolze führte, so sauber im Inneren gefugt, daß man keine Ritze hätte finden können, in die man mit einer Messerklinge fahren könnte, und so glatt, wie das Gebälk einer alten Mühle. In den oberen Stockwerken war der Raum durch etwa meterhohe Wände, oben mit starken Holmen eingefaßt, kastenähnlich aufgeteilt und darin lagerte, wie er wohlgefällig bemerkte, im Juni noch die Ernte des vergangenen Jahres. In diesem Laimes, der, wie auch die übrigen im Dorfe, von einem überdachten und um einige Stufen über die vorbeiführende Dorfstraße erhöhten Vorplatze aus zugänglich war, wiesen die Treppen innerhalb zu den anderen Stockwerken eine vollständige Holzverkleidung auf, während sonst die Treppen mit oder selbst ohne Geländer sind und oft auch nur durch Leitern ersetzt werden.

Das Verbreitungsgebiet der Laimes umfaßt heute im Wesentlichen die Kreise Leobschütz, Cosel und Ratibor, während ich sie sonst in Oberschlesien nur noch vereinzelt in den Kreisen Neisse, Falkenberg, Oppeln und Neustadt und in Niederschlesien im Kreise Brieg gefunden habe. Dieses Verbreitungsgebiet könnte zu der Annahme verleiten, daß es sich um einen den Slawen eigentümlichen Bau handelt. Dem muß ich nach meiner Kenntnis aus zwei Gründen widersprechen. Zunächst habe ich während des Krieges in Polen und Rußland nichts gesehen, was der oben beschriebenen Sondererscheinung unseres Laimes auch nur entfernt ähnlich sähe und zweitens finden sich unsere Laimes nach allem, was ich gesehen habe, nur in deutsch gegründeten Dörfern,



Laimes aus Schlagendorf in der Zips

Lichtbild Dr. Frhr. von Richthofen

Laimes in Katscher, Kr. Leobschütz — Lichtbild Dr. G. Raschke

Laimes in Piltsch, Kr. Leobschütz — Lichtbild Dr. G. Raschke

deren Bauweise durchaus deutsch ist, wie die fränkischen Tore zeigen und nur bei den großen Bauernwirtschaften. Wo sich Kleinstellen an solche Dörfer angesetzt haben, findet man bei ihnen, auch wenn sie inzwischen zu größeren Stellen angewachsen sind, die Laimes nicht und ebensowenig in Dörfern, in denen fränkische Tore nicht vorkommen. Diese Beobachtungen scheinen mir von ausschlaggebender Bedeutung für die Beantwortung der im Titel aufgeworfenen Frage. Ich halte dafür, daß der Gedanke der Laimes bis in die germanische Urzeit zurückreicht, und zwar dies umsomehr, als ich auch den Holzbau für ursprünglich germanisch ansehe. Mir will scheinen, als ob das Überwiegen dieser Bauweise in Polen und Rußland heutzutage dazu verleitet hätte, sie für slawisch zu halten im Gegensatze zu einem angenommenen germanischen Ständerbau. So wird z. B. in den Mitteilungen des schlesischen Bundes für Heimatschutz 1929, Heft 1 von den wandalischen Häusern von Carolath vermutet, daß sie Pfostenbauten mit Füllung der Wände in Flechtwerk (und Lehmbewurf?) gewesen seien. Es sind aber Lehmbewurfstücke der Wandung gefunden worden, von denen eines ganz deutlich zeigt, daß die Wand aus etwa mindestens 5 Zentimeter starken Stangen, nebeneinanderstehend bestand, die durch zwei sich zwischen den Stangen kreuzende fortlaufende Lederriemen verbunden waren. In derselben Weise zeigen diese Wandbildung die Bilder der Hütten auf der Trajanssäule, bei denen allerdings der Lehmbewurf fehlt. Andererseits wird an der angezogenen Stelle behauptet, daß auf slawischen Burgwällen zum ersten Male eine Raumbildung durch an den Ecken sich kreuzende, übereinander gelegte Stämme nachgewiesen worden ist. Auch das ist ein Irrtum, da der regelrechte Gehrsaßbau, bei dem die Balken an den Ecken durch Einkerbung so miteinander verbunden werden, daß keine Fugen in der aufgehenden Wand verbleiben, da, wo sich Holz aus alter Zeit erhalten konnte, nämlich in Brunnen, schon lange vor der slawischen Zeit nachgewiesen worden ist. Auch auf der Schwedenschanze in Oswitz bei Breslau, auf der nie Slawen einen strategischen Bau errichtet haben, ist der gleiche Verband in der tiefsten, sicher vorslawischen Schicht im Wallaufbau und auf dem Breiten Berge bei Striegau für Häuser gefunden worden.

Der irrtümlich oft „Schwellenbau" genannte Schrotholzbau ist also sicher vorslawisch und kann nach Polen und Rußland, wie auch nach den anderen Gegenden, in denen unsere Laimes vorkommen, sehr wohl durch germanische Völker gekommen sein, die sich ja schon sehr früh auf ihren Wanderungen über das Land von der nördlichen Ostsee bis zum Schwarzen Meere verbreitet haben und dort Staatengründer gewesen sind, noch ehe die Slawen aus ihrer Urheimat sich in Bewegung gesetzt hatten. Ob aber der germanische Schrotholzbau und der slawische Blockbau, der als völkischer Baustil einmal angenommen sein möge, sich in technischer Beziehung von einander reinlich trennen lassen, scheint mir eine Frage, die zur Zeit wohl noch nicht spruchreif ist, da sich die

Gelehrten noch nicht einmal über die Urheimat grade der Slawen einig sind und unsere Kenntnis über den Hausbau vor ihrem Einrücken in die jetzigen Wohnsitze auch in der Gegend ihrer vermuteten Urheimat meines Wissens noch recht bescheiden ist.

Jedenfalls ist die Ausführung der Laimesbauten durchaus entsprechend dem, was wir in sehr frühen Zeiten schon als germanisch kennen. Hierzu kommt noch, daß wir wissen, wie schon vor der Ankunft der Slawen die hier beheimateten germanischen Stämme einen recht ausgebildeten Ackerbau pflegten, der sinngemäß speicherähnliche Aufbewahrungsräume forderte, während man von einer ähnlich entwickelten Wirtschaftsstufe der Slawen nichts weiß.

Aus allen diesen Gründen möchte ich die am Kopfe dieser Ausführungen gestellte Frage zuversichtlich dahin beantworten, daß die Laimes der kennzeichnende und klare Ausdruck eines urdeutschen Baugedankens, und aus den Bedürfnissen ihrer deutschen Erbauer entstanden sind.

Ein Laimes der oberschlesischen Form aus Groß-Schlagendorf in der Zips

Von Dr. Bolko Frhr. von Richthofen

Allen oberschlesischen Heimatkundlern wohl bekannte volkskundliche Denkmäler bilden die in der Leobschützer Gegend Laimes, Lehmes oder Lehmsel genannten altertümlichen Speicher. Gerade in einigen Teilen von Oberschlesien sind sie besonders verbreitet, vor allem in den Kreisen Leobschütz, Cosel und Ratibor.

Mit diesen Speichern befaßte sich z. B. bereits 1896 P. Dittrich in einem Aufsatz „Schlesischer Hausbau und schlesische Hofanlage".[1] Verschiedene Fragen, die mit dem Laimes und seiner Verbreitung zusammenhängen, hat kürzlich auch M. Hellmich in einem wichtigen Beitrag zu den „Altschlesischen Blättern" (Bd. 1927, Heft 6, S. 84—86) behandelt. Der Aufsatz trägt den Titel „Lehmbelag als Feuerschutz alter Bauten".

Vor einigen Wochen bot sich mir während einer Studienreise zum Besuch von Museen in der Slowakei und in Ungarn Gelegenheit, kurz den rein deutschen Zipser Ort Groß-Schlagendorf (amtlicher slowakischer Name Velky Slavkov) bei Deutschendorf (= Poprad) am Fuß der Hohen Tatra zu besuchen, wo sich eine bedeutsame urgeschichtliche Siedlungsstelle befindet. Hierbei fiel mir auf der Hauptstraße in Groß-Schlagendorf, etwa in der Mitte des Ortes, an der nördlichen

[1] Zeitschrift Globus, Braunschweig, Bd. 70, S. 285 ff.

Seite der Dorfstraße ein kennzeichnender Laimes auf. Unsere Abb. 1 zeigt ihn nach einer Aufnahme des Verfassers.

Zum Vergleich bringen wir noch zwei Bilder aus Piltsch und Katscher, Kreis Leobschütz. Die betreffenden Aufnahmen verfertigte Herr Dr. G. Raschke, Ratibor, der sie mir aus seiner Sammlung oberschlesischer heimatkundlicher Bilder für diese Mitteilung freundlichst zur Verfügung stellte. Wir sehen hier mehrere Laimes. Der eine, Abb. 3 in der Mitte, aus Piltsch ist dem von Groß-Schlagendorf ganz besonders ähnlich, auch in der Verteilung der kleinen fensterartigen Öffnungen (Lucken) und der Lage der Tür.

In Groß-Schlagendorf befinden sich noch weitere ähnliche Bauten. Bei der Kürze der mir verfügbaren Zeit konnte ich sie aber nicht näher besichtigen sowie auch über den auf unserer Abb 1 gezeichneten Laimes zunächst keine weiteren Feststellungen treffen. Herr Lehrer J. Thinschmidt aus Groß-Schlagendorf hatte aber die große Freundlichkeit, mir auf an ihn gerichtete Anfragen über die Speicher eine ausführliche Antwort zukommen zu lassen. Sie enthält zahlreiche wertvolle Angaben und wird daher hier auszugsweise abgedruckt. Herrn Thinschmidt sei auch an dieser Stelle wärmstens für seine Bemühungen gedankt.

Dem Brief von Herrn Thinschmidt entnehmen wir folgendes:

„Schlagendorf ist eine alte Siedlung. Das Aussehen des Dorfes hat sich schon mannigfach geändert. Vor allem haben ein Brand im Jahre 1864 und eine riesige Feuersbrunst im Jahre 1866, die das ganze Dorf eingeäschert hat, das meiste dazu beigetragen. Die Wohnhäuser, Stallungen, Scheunen, und zum weit größten Teil auch die Speicher waren vorher aus Holz gebaut und mit Lehm „angeklätscht". Nach dem „großen Feuer", wie es die Bevölkerung nennt, traten fast überall aus Stein gebaute Wohnhäuser und zum Teil auch Stallungen an Stelle der Holzbauten. Bei den Speichern ist es aber nicht der Fall, denn es gibt schon aus Stein gebaute Speicher, die die Jahreszahl 1819 und noch frühere aufweisen. Von Bedeutung ist noch, daß nach dem großen Brand keine Speicher aus Lehm und Holz gebaut werden durften. Daraus geht hervor, daß alle solchen Speicher noch vor 1866 entstanden sind. Solche alten Speicher heißen „Lehmhäuser", mundartlich „Laimhaiser". Es ist genau dieselbe Art wie sie Herr Vermessungsrat Hellmich schildert. Hierzu kann ich einige Ergänzungen bringen. (Vergl. den Hellmichschen Aufsatz in den Altschlesischen Blättern S. 85.) — „Lehmhaut": Nicht reiner Lehm, sondern mit zerkleinertem Stroh (mundartlich Iberkehr) gemischt, damit die Haut nicht springe und ein festeres Gefüge habe. — „Dach": Bei uns meist nur Satteldächer. — „Doppeltür": Auch zwei Ladenbretter, aber auch solche mit drei Laden. — Hier und da findet sich auch noch eine mit Lehm bedeckte Tür. Das Gerippe sieht aus wie eine niedere Leiter mit Sprossen.

Dieses Gerippe ist mit dem oben genannten Gemisch um und um durchflochten, und bildet so eine 10 cm dicke Fläche. Die Tür besteht aus zwei Flügeln. Diese Tatsache und die erhaltenen Lehmdeckel, die genau in die Lucken der Mauer passen, sind wohl sichere Beweise für die Annahme, daß der Lehmbelag dem Feuerschutze dienen soll." —

„Die Lehmhäuser dienten und dienen genau denselben Zwecken, die im Aufsatz von Hellmich erwähnt sind. Ich habe mich bis jetzt vergeblich bemüht, in oder an einem Lehmhaus eine Jahreszahl zu entdecken. Alte Männer und Frauen (gegen und über 80 Jahre) sagen bloß „die sind schon sehr alt". Ihre Großeltern hätten schon von diesen Lehmhäusern erzählt. Diese Speicher waren meist mit Stroh, den sogenannten „Koten", mundartlich „Kneuden" gedeckt. Wenn nun ein „schlechtes Jahr" kam, nahm man diese Kneuden herunter, und verwendete sie als Futter. Nach der nächsten Ernte wurden dann die Lehmhäuser wieder gedeckt. Ein Greis (85 Jahre) erzählte mir, er habe auch noch als Junge am Abtragen eines Lehmhauses geholfen, und zeigte mir das „Steinhaus", das dort errichtet wurde. Ein altes Mütterchen (83 Jahre) sagte mir: „Dieses Lehmhaus stand schon so schief, als ich noch ein Mädchen war. Es steht noch und wird noch lange stehen." —

„Es ist ja bekannt, daß an Stelle der Holzbauten die Steinbauten traten. Speicher aus Stein gebaut heißen hier allgemein „Steinhaus" oder „Schutthaus". Daß die Folgerung richtig ist, beweist wohl der Umstand, daß es „Steinhäuser" gibt, die nicht wie die neueren mit Eisentüren und Eisenläden (die Luken) verschlossen sind, sondern die Doppeltür mit der Lehmtür von außen und diesen erwähnten Lehmdeckeln (wenn man die beiden letzten Ausdrücke gebrauchen darf) versehen sind."

„Das älteste „Steinhaus" in Groß-Schlagendorf, das eine Jahreszahl trägt, stammt aus dem Jahre 1777. Der Fußboden ist mit Steinplatten ausgelegt. In einem Balken des Erdgeschosses befindet sich folgende Inschrift: „Soli Deo Gloria Paulus Kaul Ano 1779 den 7. Junius. WAGNER meistr." Andere datieren aus den Jahren 1819, 1848, 1859, das neben der Straße aus dem Jahre 1860. Es dient denselben Zwecken wie die oben erwähnten. Das breite Tor war ursprünglich nicht (wie bei manchen anderen). Es war ausgebrochen, damit man das Erdgeschoß zum „Wagenhaus" verwenden könne. Der Speicher auf der anderen Seite trägt keine Jahreszahl. Der Eigentümer richtete sich seinerzeit in ihm eine „Werkstube" ein. Ähnliche Fälle wiederholten sich. Auch das Gegenteil ist geschehen. Wohnhäuser wurden zu Speichern umgestaltet."

„Diese Bauten sind im ganzen Poppertal verbreitet." — — —

Nach Mitteilung der Angaben von Herrn Thinschmidt fahren wir nunmehr in unseren Betrachtungen fort.

Die deutschen Dörfer in der Zips zeigen ihr seit der mittelalterlichen Gründungszeit

Laimes Alt Cölln, Kr. Brieg — Lichtbild M. Hellmich

Die Fenster sind nachträglich angebracht, als der Besitzer während des Umbaues seines Wohnhauses darin gehaust hat.

Laimes Michelau, Kr. Brieg — Lichtbild M. Hellmich

Laimes Michelau, Kr. Brieg
Massivbau — Lichtbild M. Hellmich

bewahrtes ausgesprochen deutsches Gepräge ganz besonders treu, z. B. in der Art der Hofanlagen und Hoftore. Von den kennzeichnenden slowakischen Dörfern der gleichen Gegend sind sie auch in der Bauweise durchaus verschieden. Hiernach liegt sofort nahe, zunächst im Auftreten des Laimes im deutschen Siedlungsgebiet der Zips eine Stütze für die Annahme eines deutschen Ursprungs dieser Speicherart zu suchen. Die einschlägigen Verhältnisse sind allerdings nicht so einfach, wie es zuerst scheinen kann. Wir kommen hierauf später noch zurück.

Die Verbreitung des Laimes in Oberschlesien spricht auch für eine deutsche Herkunft und zwar zunächst sein besonders häufiges Auftreten in deutschsprachigen Orten des Kreises Leobschütz. Ferner ist er — ebenso wie im Kreise Leobschütz zusammen mit anderen, kennzeichnend deutschen Bauanlagen — auch in rein deutschen Dörfern der Kreise Neisse und Neustadt (Dittersdorf) vertreten. Weiter nennen wir als Beispiel den Laimes von Bielitz, Kreis Falkenberg. Bielitz ist ebenfalls vollständig deutschsprachig. Es war allerdings, im Gegensatz z. B. zu Dittersdorf, ursprünglich eine slawische Gründung, wurde aber wohl bereits um 1300 zu deutschem Recht umgesetzt und erhielt schon so früh deutsche Siedler. Sogar der Name des „Lokators" ist uns hier bekannt. Bielitz besitzt ferner die für die deutsche Siedlerzeit kennzeichnende Art von Hofanlagen.[2]

Wo sich jetzt der Laimes in überwiegend nicht deutschsprachigen Orten Oberschlesiens findet, läßt sich teilweise noch sicher feststellen, daß diese Dörfer im Mittelalter bestimmt von deutschen Siedlern bewohnt waren, und hier in den sprachlichen Verhältnissen erst in geschichtlicher Zeit ein Wandel eingetreten ist. Dabei haben auch manche vorher rein deutschen Familien in Folge des durch Entvölkerung (z. B. in Kriegszeiten) bedingten starken Zuzuges slawisch sprachiger oberschlesischer Einwohner ihre Muttersprache gewechselt. Das gilt z. B. für Grzendzin, Kr. Cosel (früherer Name Grenzen, entsprechende Familiennamen im Ort z. B. Hillebrand und Haase). Auch Sczepanowitz, Kr. Oppeln kommt anscheinend hier in Frage.[3] Wie weit diese Tatsachen für die Erklärung des Laimesvorkommens in den beiden genannten Orten von Bedeutung sein kann, bleibt allerdings erst näher zu untersuchen, z. B. dahingehend, ob sich vielleicht

[2] Vgl. P. P. Herzog, Die Gründung des Dorfes Bielitz. Heimatkalender des Kreises Falkenberg, 4. Jahrg., 1929, S. 48—53 mit Abb. des Laimes.

[3] Nach einer Bierurkunde vom 22. 9. 1612 hieß es früher Steffßdorf. Vergleiche Nr. 6 und 8 des Oppelner Heimatblattes Jahrg. 1. Noch sicherer sind entsprechende Namensänderungen früher rein deutscher Orte, in denen sich jetzt allerdings kein Laimes findet, u. a. belegt für Compracht-schütz, früher Gumpertsdorf, Kr. Oppeln oder Chroscinna, früher Smeylsdorf, Kr. Oppeln. Vergl. Oppelner Heimatblatt, 1. Jahrgang Nr. 7, S. 2. Die Hinweise auf diese Tatsachen und die Angaben im Oppelner Heimatblatt verdanke ich einer freundlichen Auskunft von Herrn Hauptlehrer Stumpe in Frauendorf.

noch irgendwelche Anhaltspunkte ergeben, seit wann unsere Bauform hier vorhanden ist. Auf Fragen, die sonst mit der genaueren Verbreitung des Laimes innerhalb von Oberschlesien verbunden sind, soll aber hier nicht näher eingegangen werden, um geplanten volkskundlichen Arbeiten nicht vorzugreifen. Die Grundlage für diese Untersuchungen wird ja naturgemäß eine vollständige Erfassung der gesamten vorhandenen Quellen mit genauer Aufnahme aller Laimes Oberschlesiens sein müssen, die nicht zum Arbeitsbereich des Verfassers dieser Zeilen gehört.

Das Vorkommen des Laimes in der Zips ist auch im Schrifttum schon mehrfach berücksichtigt worden. So sei in Bezug hierauf zunächst ein Aufsatz von Karl Fuchs erwähnt,[4] mit dem Titel „Das deutsche Haus des Zipser Oberlandes". Hier heißt es u. a. bei Fuchs auf S. 1—2 seiner Abhandlung:

„Im altertümlichen, alten, armen Teplitz, Abb. 2, — wie ich höre, auch in den beiden Walddorf und anderen Dörfern — stehen an den Ufern des Baches nicht problematische Baracken, sondern, allerdings ebenfalls in sehr unordentlicher Reihe, die sogenannten Schutthäuser, von denen ich hiermit ausführlicher sprechen will."

„Das Schutthaus ist weniger ein Schutthaus (Kornkammer), als vielmehr ein Schatzhaus. Im allgemeinen gehört zu jedem Wohnhaus im mittleren (reicheren) Teile des Dorfes als integrierender Bestandteil ein Schutthaus und beide werden gleichzeitig gekauft oder verkauft. An jeder Bachseite läuft eine Straße zwischen der Wohnhausreihe und der Schutthausreihe.[5] Die Häuser der äußeren Dorfteile (diese scheinen nicht alt zu sein), wo die Armen wohnen, haben keine Schutthäufer" ...

„Das Schutthaus ist im Prinzipe eine freistehende, große hölzerne Kiste von den äußeren Dimensionen eines Zimmers. Es ist ein hölzernes, einfaches Blockhaus aus horizontalen Balken von etwa 3 m Breite und 4 m Länge oder größer. Die Balkenköpfe an den 4 Ecken des Hauses sind kurz abgeschnitten. An einer Giebelseite (Schmalseite) befindet sich die kleine Tür. Fenster sind nicht vorhanden, höchstens (selten) zwei oder drei kleine Luftlöcher. Die vier Außenwände sind außen dick mit Lehm beworfen und meist getüncht. Die Decke ist ebenfalls durch eine dicke Lehmschicht gegen das Durchbrennen geschützt. Die Kammer ist mit einem leichten, ziemlich steilen Dach gedeckt und in den Wohnraum führt innen eine steile Treppe."

„Das Innere eines Schutthauses habe ich nicht gesehen. Es ist mir aber folgendermaßen beschrieben worden: Die Wände sind nicht mit Lehm beworfen, der Fußboden ist kein hochliegender Bretterboden sondern solide Erde. Gegen das Eindringen des Regenwassers ist die Kammer folgendermaßen geschützt: Die Schwelle des Hauses, der Tirpel, ist ein

[4] Mitteil. der Anthropol. Gesellsch. Wien, Bd. 29, 1899, S. 1 ff.

[5] Bemerkung des Verfassers dieser Zeilen: In Gr.-Schlagendorf ist eine solche Regelmäßigkeit in der Bautenverteilung in Bezug auf die Speicher nicht vorhanden.

Balken. In gleicher Höhe mit der Oberkante dieses Balkens liegt der Estrich, so daß derselbe eine schwache Spanne über dem Straßenniveau liegt."

„Im Schutthaus wird keineswegs ausschließlich, nicht einmal vorwiegend, die Körnerfrucht aufbewahrt, sondern alle Arten Lebensmittel, wie Schmalz, Schinken usw., dann Kleider, Wäsche, kurz alles Wertvolle des Hauses. Die Körnerfrucht kommt zumeist in den Dachraumboden. Auffallend finde ich es, daß das Schutthaus nicht vor, sondern hinter dem Hause steht, auf öffentlichem Grunde, auf der Gasse, auf einem Platze, der mit dem Hause garnicht in kontinuierlichem Zusammenhang steht, sondern durch die Straße von demselben getrennt ist. Maßgebend für die Zipser Weise war wohl der Umstand, daß ein Bau am Bachrande bei Feuersgefahr am leichtesten direkt aus dem Bache begossen werden kann."

„Bei den Sachsen in Siebenbürgen sind die Schatzhäuser (heute Kornspeicher) in noch weit schärferer Form in den Mittelpunkt der Ansiedlung verlegt, und zwar hier mit Rücksicht auf Verteidigung gegen äußere Feinde, nicht gegen Feuersgefahr. Im Centrum des Ortes liegt dort zumeist, wie vielfach auch in Zipsen, die Kirche. Diese ist mit einer zumeist rechteckigen Festungsmauer umgeben und an der Innenseite dieser Festungsmauer befinden sich die Kornspeicher, unter denselben die Keller. Verschiedene äußere Rücksichten scheinen also derselben alten Einrichtung (Lage der Schutthäuser im Centrum) in Zipsen und auf den Sachsenburgen verschiedener Ausgestaltung gegeben zu haben." — — —

Wie aus Bemerkungen von Fuchs an einer anderen Stelle seiner Abhandlung über das Dorf Teplitz hervorgeht, treffen wir allerdings die Schutthäuser[6] auch in rein slawischen Orten der Zips. Karl Rhamm hielt hier eine Ableitung von noch einfacheren, nach seiner Meinung zweifellos einheimisch slawischen Bauten für sicher.[7] Eine Beeinflussung der slowakischen Bauweise durch die im frühen Mittelalter in das Karpathenland eingewanderten Deutschen läßt sich aber an anderen Beispielen verschiedentlich zeigen und wäre demnach an sich auch bei Speichern nicht unmöglich. Einfache Toranlagen von ausgesprochen deutscher, meist als fränkisch bezeichneter Eigenart wurden z. B. vom Verfasser dieser Zeilen in einigen rein slowakischen Dörfern zwischen Deutschendorf (= Poprad) und Dobschau (= Dobšina) beobachtet.

Die Gleichsetzung der Zipser Schutthäuser mit den Speicheranlagen aus den deutschen Kürchenburgen der Siebenbürgener Sachsen durch Fuchs spricht, wenn sie berechtigt ist, auch für ein deutsches Gepräge unserer Speicherart. Bei Siebenbürgen liegt näm-

[6] Bem. des Verfassers der vorliegenden Zeilen: Diesen von Fuchs ständig gebrauchten Namen für die Speicher aus der Zips erwähnte auch schon der obige Bericht von Herrn Lehrer Thinschmidt aus Schlagendorf, jedoch nur für Steinbauten. Für Teplitz wird noch näher zu prüfen sein, wie weit die dortigen „Schutthäuser" dem schlesischen Laimes auch wirklich entsprechen.

[7] Globus, Bd. 77. Braunschweig 1900, S. 304.

lich keinerlei Ursache vor, an slawischen Ursprung zu denken, zumal dort in den betreffenden Gegenden keine Slawen siedeln.

Für die weitere Bearbeitung aller mit dem Laimes verbundenen Fragen ist der eingehende Aufsatz Carl Rhamms „Zur Entwicklung des slawischen Speichers" besonders anregend und wichtig.[8] Diese Arbeit bringt auch zahlreiche bedeutsame Quellennachweise. Rhamm hält es allerdings für völlig sicher, daß der Laimes slawischen Ursprungs sei. Wir glauben aber seiner Begründung nicht beistimmen zu können. Hierzu kommen noch andere in diesen Zeilen angeführte Tatsachen, die als Stütze für eine gegenteilige Ansicht in Betracht zu ziehen sind.[9]

Unmittelbar vor der Behandlung der Zipser Schutthäuser schreibt Rhamm kurz über einen magyarischen z. T. geflochtenen Lehmspeicher (Kornbehälter, ungarisch: gabonatártó) aus Tápé an der Theiß, Komitat Csongrád (a. a. O. Abb. 7). Er sagt hierzu u. a.:

„Auch dieser Speicher kann schon deshalb aus dem Zusammenhang des slawischen Speicherwesens nicht ausgeschlossen werden, da die Ungarn aller Wahrscheinlichkeit nach die Grundzüge ihrer Baukunst von den an Ort und Stelle vorgefundenen und aufgesogenen Slowenen erlernt haben."

Diese letzte Vermutung Rhamms scheint nun freilich schon an sich in Bezug auf das Entstehen der magyarischen Bauweise keineswegs überzeugend zu sein und auch sonst zur Erklärung der Speicherform aus dem Komitat Csongrád nicht zu genügen. Wir erwähnen sie aber, um an diesem Beispiel — ebenso wie an anderen — zu zeigen, daß Rhamm teilweise etwas einseitig die Bedeutung slawischer Bauformen für die Entwicklung des Speichers überschätzt.

Von den Zipser Schutthäusern heißt es bei Rhamm a. a. O. S. 300—304 wie folgt:

„Ich glaube nicht fehl zu gehen, wenn ich unseren Landsleuten auf ungarischem Boden einige ähnliche Verirrungen zumesse, entschuldigt wie sie sind durch die unbezweifelte Zweckmäßigkeit des „lepenec".[10] Ich meine den Kitting der Hienzen und das Schutthaus der Zipser Deutschen. Das Schutthaus liegt mitten innen zwischen den Gebieten des westslowakischen gezimmerten und des Saroscher geflochtenen Lehmhauses . . . Wenn ich das Schutthaus slawischer Alluren verdächtigen will, so kann ich mich mit voller Sicherheit nur auf den Lehmbewurf und die dadurch bedingte glatte Außenseite be-

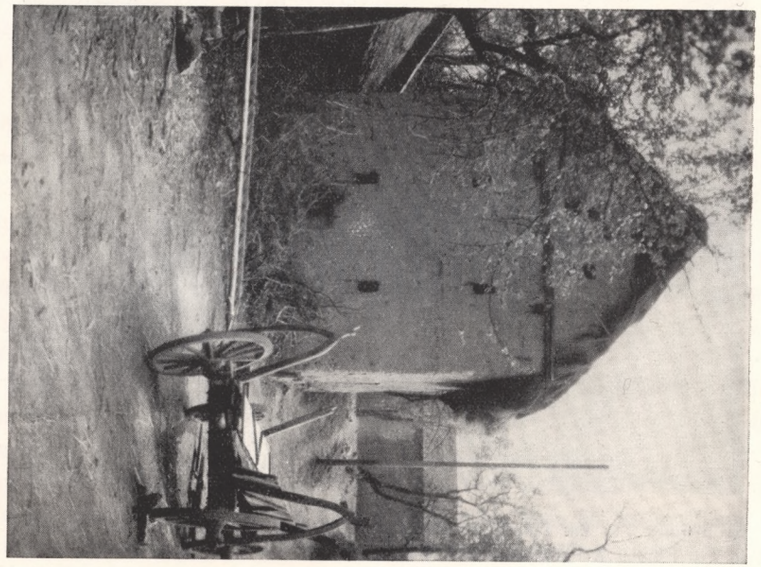
[8] Globus, Bd. 77, S. 290—294, 301—304, 320—322, 331—334 und 352—355. Den Hinweis auf diese Abhandlung verdanke ich Herrn stud. praehist. H. Kurtz aus Beuthen O/S.

[9] Um nicht zu ausführlich zu werden, müssen wir uns versagen, auf alle Einzelheiten der aus verschiedenen Gründen hier abgedruckten Ausführungen von Rhamm einzugehen, z. T. auch da, wo wir anderer Ansicht sind.

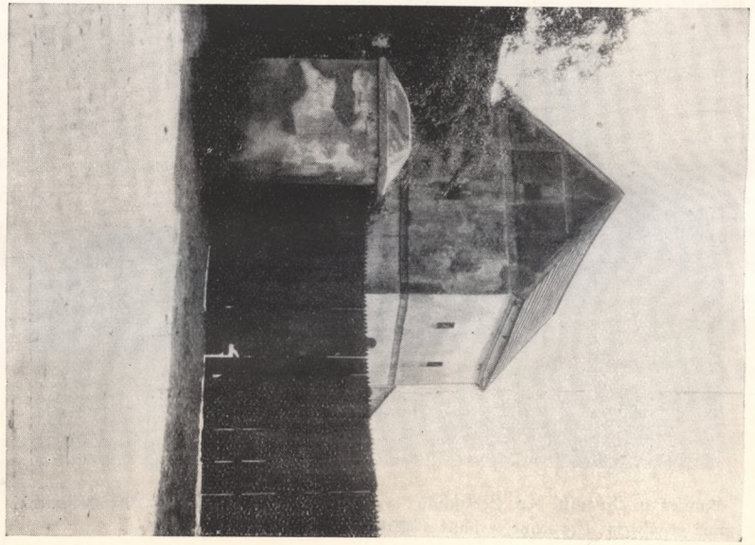
[10] Vgl. über dieses Wort unten S.

Fränkisches Tor mit Laimes daneben in Ostrosnitz, Kr. Cosel — Lichtbild M. Hellmich

Laimes in Rösnitz, Kr. Leobschütz mit erhöhtem Vorplatze, erbaut 1900 — Lichtbild M. Hellmich



Laimes in Bladen, Kr. Leobschütz aus Luftziegeln — Lichtbild M. Hellmich



Laimes in Dittersdorf, Kr. Neustadt Massivbau — Lichtbild M. Hellmich

rufen (!), wenn anders unter dem „Bodenraum" nicht ein unter der lehmbeschlagenen Decke befindlicher abgeteilter Oberraum verstanden sein soll (wie bei dem Kitting, s. unten), was eine Wahrscheinlichkeit für sich hat, da eine Durchbrechung der lehmgesicherten Decke, sei es durch eine Falltür, den Zweck beeinträchtigen würde. Auch die von Fuchs hervorgehobene Aufstellung der Speicher außerhalb des Hofraumes weist mehr auf slawische Gepflogenheiten. Man kann sich gegen mich auf das Wort tirpel für die Schwelle berufen, das uns über die Herkunft des Besitzers des Schutthauses einige Auskunft gibt. Dies Wort findet sich nur am Niederrhein (gewöhnlich dorpel) und ist schon aus der lex salica zu belegen (dorupalus = Türpfahl), ein halb deutscher, halb römischer Bankert (palus = Pfahl), der sich wohl schon zur Zeit der Römerherrschaft unter den germanischen Stämmen der Bataver und Anderer gebildet haben mag. Wollen wir daraufhin das Schutthaus für einen alten niederfränkischen Speicher erklären, so kann ich nichts dagegen machen: Solange ich aber sehe, daß der Bauer auf alter deutscher Erde überall, wo man sein Tun und Lassen in dieser Beziehung beobachten kann, die größte Sorgfalt auf die Außenseite seines Speichers verwendet, einerlei ob Gaden (Schatzhaus) oder Kornhaus, indem er das Holzwerk fügt und verziert, wie er nur kann und mag, kann ich nicht glauben, daß er eine Beschmeißung seines Schatzkastens mit Lehm anders als eine Schändung betrachtet haben würde. Und dieser Schluß muß erst recht gelten, wenn wir annehmen, daß der Lehmbewurf ursprünglich als die unerläßliche Ergänzung und Verstärkung eines leichtwandigen Geflechts zu betrachten ist, das bei dem Übergang zu einer besseren Bauart, wie es nicht selten geschah, aus einem Grunde, der ursprünglich nur nebensächlich war, beibehalten wurde."[11]

Diese letzten Äußerungen Rhamms über den Lehmverputz von Speichern werden bei neuen volkskundlichen Arbeiten über den Laimes besonders nachzuprüfen sei, z. B. an ähnlichen Speichern aus der Hamburger Gegend, von denen Hellmich a. a. O. auf Grund einer Auskunft von Prof. Lauffer kurz spricht. Die betreffenden Ansichten Rhamms scheinen uns schon infolge der Eigenart mancher mittelalterlichen und neueren rein deutschen Bauten mit Lehmverputz nicht berechtigt zu sein.

Seine Meinung über die Zipser Schutthäuser hielt anscheinend auch Rhamm nicht für endgültig bewiesen. Die nächstfolgenden Sätze beginnen bei ihm hier mit den Worten: „Noch sicherer bin ich meiner Sache in Bezug auf den Kitting der deutschen sogenannten Hienzen im westlichen Ungarn."* —

[11] Als besonders bezeichnend für die erwähnten Gesichtspunkte verdient die Tatsache hervorgehoben zu werden, daß in Norddeutschland in der Nachbarschaft der Rheinfranken, wo doch die Flechtwand mit Lehmbewurf selbst bei dem Wohnhause altüblich ist, bei dem Spiker, soweit er nicht massiv ist, stets das schön gefügte Holzwerk zu Tage tritt.

* Bem. Die Sperrungen fehlen im Urtext.

In Mähren sind nach den Angaben Rhamms bereits 1900 die Speicher vollkommen verschwunden gewesen. Dagegen bezeichnet er für Böhmen als echte Speicher zwei ganz verschiedene Formen. Zu der einen, die nach Rhamm alttschechischer Herkunft sein soll,[12] gehört der Laimes Böhmens. Rhamm stützt sich hier bei seiner Ursprungserklärung besonders auf das Vorkommen des Laimes im südwestlichen Böhmen (Chodengau am Böhmerwald) und im ehemaligen Österreich-Schlesien (Gegend von Troppau). Die Lehmspeicher führen in der tschechischen Sprache den Namen „srub" (= Stube?) oder „lepenec" (vom Stamme lep = bestreichen, beschmieren), da sich hier häufig — wie z. B. an allen Rhamm bekannten Speichern aus der Slowakei — ein Lehmüberstrich befindet. Im Gegensatz hierzu stehen in Böhmen die nach Rhamm vorwiegend nordostböhmischen „Laubenspeicher". Bei diesen verrät nach seiner Ansicht nicht nur die Form sondern auch die Bezeichnung „špechar", die vom deutschen Worte Speicher stammt, den deutschen Ursprung. Böhmischen Formen des „lepenec" entsprechen aber nach Rhamm ganz solche aus der Slowakei. Sie heißen dort syparen (vom Stamme syp = schütten). Rhamm bemerkt hierzu a. a. O. S. 302:

„Wie jener (das heißt der „lepenec") ist er (der „syparen") mit Lehm beschlagen. Auch er ist gewölbt, und hat das lose aufgesetzte Dach zum Herabstürzen. Diese Speicher sind stets zweistöckig. Der untere Raum hat eine Außentür, der obere ist nur von hier aus zugänglich und von einem Laubengang ist keine Rede. Er dient wie sein Name besagt, hauptsächlich als Kornkammer. Da diese Bauweise in dem von fremden Einflüssen weniger berührten slowakischen Osten des tschechoslawischen Gürtels noch die gewöhnliche ist, — der deutsche Laubenspeicher scheint hier völlig unbekannt, — so genügt das bloße Vorkommen dieser alten und ursprünglichen Zimmerung im Westen, um den Schluß zu ziehen, daß wir es hier mit einem alten tschechoslawischen Bau zu tun haben, der in Böhmen durch die Einwirkung des deutschen „špechar" zurückgedrängt ist."

Leider finden wir aber bei Rhamm keine ausreichenden Angaben über die Verbreitung und die einzelnen Abarten dieser Form innerhalb der Slowakei und besonders nicht über ihr Verhältnis zum Auftreten der deutschen Siedlungen. Die von Rhamm mit den Zipser Schutthäusern zusammengebrachten äußerst einfachen slawischen Speicher wie die aus dem Saroser Gebiet in der Ostslowakei sind tatsächlich von einer Art, die einen ursprünglich slawischen Eindruck macht. Das aber die stark abweichenden, viel entwickelteren Schutthäuser der Zips von ihnen herzuleiten sind, möchten wir nicht annehmen. Wie auch Fuchs in seinem oben berücksichtigten Aufsatz betont, erscheint die Zipser Art für den ganzen deutschen Hausbau des Zipser Oberlandes von

[12] A. a. O. S. 291—294. Abbildungen der einzelnen in unserem Bericht erwähnten Speicherarten aus den verschiedenen Gegenden finden sich im angeführten Schrifttum, besonders bei Rhamm.

allergrößter Bedeutung. Es ist wohl aber von vornherein unwahrscheinlich, daß die Zipser Deutschen mit ihrer sonst von der slawischen so stark abgeschlossenen und auch in der Bauweise überlegenen Kultur diesen wesentlichen Grundbestandteil der dortigen deutschen Bauart erst durch Übernahme einer äußerst einfachen slowakischen Speicherform entlehnt haben.

Im Zusammenhang mit Rhamms Ansichten müssen wir, wie erwähnt, auch seine Stellungnahme zu dem Kitting genannten Lehmspeicher der deutschen „Hienzen" im westungarischen Komitat Eisenburg (ungarisch = Vás) berücksichtigen. Rhamm sagt hier a. a. O. S. 304 u. a.:

„Fuchs bemerkt in seinem Aufsatz, daß der Hof der Hienzen im Eisenburger Komitat vor 100 Jahren auch sein Schutthaus besaß, den sogenannten Kitting, daß er jedoch hinter dem Hause, auf dem Hofgrund stand. Der Verfasser muß die eingehende Abhandlung von Bünker „Das Bauernhaus in der Heanzerei", in den Wiener Anthropol. Mitteil. 1895, S. 141—149 nicht gekannt haben, da in derselben auch der Kitting behandelt wird. Die Hienzen (die Deutschen im nordwestlichen Teil des Eisenburger Komitates), sind noch im Übergang zu der Kammerwirtschaft begriffen, sodaß die Kammer noch heute durch den Kitting vertreten wird. Der Kitting ist aus Steinen und Ziegeln gebaut und gewölbt. Das Innere ist durch eine Trambalkendecke in zwei Teile geteilt, der untere ist der eigentliche Kitting. Darüber ist der Boden, auf den von innen eine Stiege führt. Unmittelbar auf dem Gewölbe des Kittings ruht das Dach. Das Dach selbst liegt lose auf dem Gewölbe. Ein Vergleich vom Durchschnitt des Kitting mit dem schon mitgeteilten Durchschnitt des tschechischen und schlesischen „srub" schließt jeden Zweifel aus. Hiermit ist wohl die Sippe des ‚lepenec" genügend gekennzeichnet, trotz der Übersetzung in Stein, die wahrscheinich erst erfolgte, seitdem der Kitting seine Selbständigkeit aufgegeben hat und in enge Verbindung mit den übrigen Gebäuden gesetzt wird. — — — Daß wir bei den Hienzen, die auf altem slawischen Boden sitzen, auf slawische Erinnerungen stoßen, darf nicht befremden. Slawisch ist noch anderes, ich nenne hier nur das Zeilendorf mit den eng gedrängten Hofreiten im Süden der Hienzerei und das gestaffelte Strohdach, das ganz undeutsch und schon in Niederösterreich verschwunden ist. Mit den Kittingen nun schließen die Spuren des Lehmspeichers auf dieser Seite ab. Noch aus demselben Eisenburger Komitate hat das Budapester Museum eine Photographie von einem Speicher, der daselbst im Süden der Hienzen angesessenen Slowenen (aus Vizlendva), der jede Annäherung an den Kitting verleugnet. Ein zweistöckiges, gezimmertes Gebäude mit einem Laubengange oben und dem üblichen slowenischen Halbwalm. Ich möchte in diesem Gebäude eine Nachahmung des deutschen „Feldkastens" vermuten. . . . Man darf nicht vergessen, daß insbesondere die slowenisch-kroatischen Grenzgegenden im Mittelalter von deutschen An-

siedlungen stark durchsetzt wurden, wie denn der „kašta“ („Kasten“) in Krain und Steiermark zur allgemeinen Benennung der Speicher geworden ist.“

Es wird also bei Rhamm hier ausdrücklich betont, daß die dem hienzischen Gebiet südlich benachbarten Slowenen eine ganz andere eigenartige Speicherform deutschen Ursprungs besitzen. Trotzdem führt er die deutschen hienzischen Lehmspeicher auf eine ebenfalls slowenische einstige Bevölkerung des nördlichen Eisenburger Gebietes zurück! Schon das verursacht aber erhebliche Bedenken! Wären ferner die deutschen Kittinge wirklich slowenischer Herkunft, so hätten wir nach Rhamms weiteren Studien, falls deren Ergebnisse zutreffen, durch sie den einzigen Hinweis für dem schlesischen Laimes ähnliche Lehmspeicher bei den Südslawen! Auch den Ostslawen fehlen nach Rhamm solche Formen vollkommen! Die Art des Lehmspeichers kann also zunächst auch schon aus diesen Gründen wenigstens kaum gemein-slawisch sein. Und gerade im hienzischen Gebiet ist sie ja bisher mit Sicherheit nur für deutsche Siedlungen nachgewiesen. Im Anschluß an die Besprechung des Kittings fährt Rhamm a. a. O. S. 04 wie folgt fort:

„Nach unseren Ausführungen kann es keinem Zweifel unterliegen, daß der Lehmspeicher mit seinem Holzgewölbe und losem Dach, wie wir ihn in seiner heutigen Verbreitung von dem Böhmenwald bis zu den Karpathen nachgewiesen haben, allein auf altslawische Zugehörigkeit Anspruch machen kann, und daß er in seiner Entstehung auf die Stufe der alten slawischen Heimat hinter den Karpathen zurückgeführt werden darf. Wir sind danach zu der Vermutung berechtigt, dem ‚lepenec“ auch jenseits der Karpathen zu begegnen, insbesondere bei dem mit den Tschechen nächst verwandten Stamme der Polen.“

Hierzu wäre zunächst zu bemerken, daß bei späteren Arbeiten gegenüber Rhamm eine stärkere formenkundliche Trennung und zunächst gesonderte Untersuchung der einzelnen von ihm berücksichtigten Lehmspeicherarten zu erstreben sein wird! Ferner befriedigen seine Bemerkungen über das Vorkommen von Lehmspeichern in Polen, a. a. O. S. 320—323, in dem genannten Zusammenhang keineswegs. Sie werden auf Grund der neueren polnischen Veröffentlichungen und weiterer Studien in Polen noch gründlich zu überprüfen sein. Zunächst ist hier vermutlich nicht ohne Belang, daß die polnischen Bezeichnungen „szpicherz“ und spicha (= Speicher) sowie lamus (= Laimes) deutscher Abkunft sind! Rhamm glaubt freilich, hier sei bei den Lehmspeichern nur der Name deutschen Ursprungs, nicht auch die Form. Falls seine Ansichten zu Recht bestünden, hätten wir also folgende merkwürdige Tatsache: In verschiedene westslawische Sprachen wären deutsche Namen

(Laimes und Speicher ins Polnische und Speicher auch ins Tschechische) übergegangen, die polnische Form des deutschen Wortes Laimes würde aber gerade für eine nicht deutsche Speicherart gebraucht, die nach Rhamm erst in verschiedenen Gegenden unabhängig voneinander durch Slowaken, Tschechen und Polen zu den Deutschen gekommen sein soll! —

Aus Polen selbst vermag Rhamm keinen einzigen gesicherten Laimes anzuführen, sondern nur unzureichende ältere Nachrichten über kleine Speicher, die allenfalls hier in Frage kämen, aber auch abweichend gewesen sein können. Seine Ansicht, der Laimes habe sich in Polen wegen des Fortschrittes der Wirtschaftsform und der Weiterentwicklung der Bauweise nicht gehalten, ist wohl von vornherein unbefriedigend. Wir haben den Laimes doch auch in Verhältnissen — z. B. in Schlesien — wo die Bauweise und Wirtschaftsform weit mehr entwickelt sind, als in den fraglichen Gebieten Polens.

Zur Ergänzung seiner Bemerkungen über die polnischen Speicher befaßt sich Rhamm auch mit dem Vorkommen des Laimes in Oberschlesien. Er sagt hier a. a. O. S. 321—322:

„In einem Aufsatz von Dittrich: Schlesischer Hausbau und schlesische Hofanlage“ (Globus Bd. 70, S. 285) lesen wir folgende Nachricht: „In einigen Orten des Leobschützer Kreises steht in denselben (im an der Gassenseite vor der Wohnung befindlichen Gärtchen) ein turmartiger, viereckiger, aus starken Balken, die mit Lehm überzogen sind, hergestellter Bau, der Laimes. Dieser Bau erinnert an den Bergfrit der Burgen und findet sich als Lehmsel, Rumpelkammer und Speicher auch sonst, aber an anderer Stelle und in anderen Formen.[13] Meist ist er ein viereckiger, massiver Bau mit kleinen vergitterten Fenstern, der durch eine eiserne, dahinter gelegte schwere Tür verschlossen ist.“ — „Daß Laimes oder Lehmsel mundartliche Entstellungen von „Lahmhaus“, „Lehmhäusel“ sind, hält Dittrich wohl für überflüssig, besonders zu erwähnen. Man wird nun kaum zweifeln können, daß das Laimes nichts ist, als der nächste Verwandte des tschechischen „lepenec“, dessen Benennung er teilt. Wenn der Verfasser von dem letzten Kennzeichen desselben, dem beweglichen Dache, nichts sagt, so spricht die von ihm gegebene Abbildung, die wir dem Leser nicht vorenthalten wollen, trotz oder gerade wegen ihrer Skizzenhaftigkeit für die Sache, denn einen deutschen Speicher würde es unmöglich sein, in drei Strichen wiederzugeben; vor allen die glatten, von innen durchschossenen Wände und das gleichmäßig abfallende Turm-

[13] Entweder an Stelle des Auszugshauses gegenüber dem Wohnhause nach Fig. 4, also die böhmische Stellung, — oder zwischen Wohnung und Stallung, höchst merkwürdig, die Stellung des russischen Gaden, — oder in der Mitte des Hofes (Roben bei Leobschütz). In Niederschlesien (Bem. des Verfassers dieser Zeilen: Niederschlesien im früher. üblichen Sinne, also = Reg.-Bez. Liegnitz. Dies ist für die Verbreitung wichtig) heißt er auch Pulprich.

dach, wie es nur bei den Lehmspeichern, wenn auch nicht allgemein, vorkommt. Ich nehme also an, daß der Lehmspeicher, wie bei den Tschechen, so bei den ihnen nächst verwandten Polen zunächst in Schlesien, für den Kornspeicher, die altpolnische żytnica, heimisch war, und daß er mit den, wie uns Weinhold belehrt, in manchen Strichen sehr erheblichen Resten der slawischen Bevölkerung der Germanisierung verfiel. Daß in Schlesien seinerzeit ein ähnlicher Gegensatz zwischen dem Lehmhause und dem deutschen Speicher bestand, wie in Böhmen und vielleicht, wenn auch in durch den Zahn der Zeit abgeschwächter Gestaltung, bis auf unsere Tage sich erhalten hat, scheint aus der Andeutung Dittrichs über die verschiedenen Formen der schlesischen Speicher durchzublicken."

„Dieser Gegensatz nun wurde, wie man vermuten darf, durch die Einwanderung des deutschen Speichers nach den eigentlichen polnischen Landschaften verpflanzt, die bis dahin zunächst für den Kornspeicher, die żytnica, nur den Lehmspeicher gekannt haben werden. Es bestand also zwischen der Entlehnung von lamus und spicherz der Unterschied, daß nur bei letzterem die Sache selbst übergegangen wäre, bei ersterem dagegen nur der Name, mit dem die einwandernden Deutschen die altpolnische żytnica belegten, in der sie ihren schlesischen Laimes wiederfanden."

Wie Rhamm seine letzten Ausführungen in Bezug auf das Erscheinen des Wortes „lamus" bei den Polen in den Rahmen seiner übrigen Ansichten einfügen wollte, ist uns freilich nicht recht klar, da er hier von einem alten schlesischen Laimes der deutschen Siedler spricht. Rhamm müßte dann mindestens wohl näher zu belegen suchen, daß die Bezeichnung „lamus" zu den Polen erst zu einer Zeit kam, wo der seiner Meinung nach ursprünglich slawische Laimes in Schlesien bereits sicher zum deutschen Kulturbesitz gehörte! Wäre der Laimes ferner in Polen bodenständiges slawisches Kulturgut, so würde auch sehr befremden, warum er dann, wie Rhamm glaubt, ursprünglich bei den Polen nur im jetzt deutschen Schlesien heimisch gewesen sein soll!

Die von Dittrich erwähnten Laimes stammen ferner aus deutschen Orten (Piltsch, Rösnitz, Thröm, Wehowitz, Roben), bei denen zunächst höchstens zum Teil mit Rücksicht auf die früheren Besiedlungsverhältnisse an mährische Erscheinungen gedacht werden könnte und nicht an polnische. Doch liegt auch hierfür kein Grund vor. Daß ferner die Verbreitung des Laimes in Oberschlesien den Ansichten Rhamms über polnische Lehmspeicher nicht günstig zu sein scheint, geht schon aus den obigen Bemerkungen hervor.

Nach unseren jetzigen Kenntnissen bleibt also vielmehr wohl zusammenfassend folgendes hervorzuheben:

Der Laimes des in Oberschlesien vertretenen Typs und ihm besonders nahe stehende andere Lehmspeicherformen

treten hauptsächlich in deutschen Orten auf, sowie in solchen slawisch besiedelten Gebieten, wo ein deutscher Einfluß auch in der Bauweise sowie ferner zum Teil auch bei den slawischen Namen für die Speicher spürbar ist. Dies spricht neben anderen Punkten für eine deutsche Herkunft des Laimes.

Es wird sich empfehlen, bei der weiteren Untersuchung der Laimes in Oberschlesien allen diesen Fragen erneut nachzugehen und hierbei auch dem Laimesvorkommen im deutschen Siedlungsgebiet der Zips besondere Beachtung zu schenken. Vielleicht verspricht ferner gründliches Nachforschen nach einem etwaigen Auftreten ähnlicher Bauten in den Hauptherkunftsgebieten der mittelalterlichen deutschen Neusiedler Schlesiens und der Zips ebenfalls wichtige Ergebnisse. Bei einem Versuch der letzten Art würden auch alte Quellen über nicht mehr vorhandene Speicherbauten im Schrifttum und durch Bilder usw. gründlich mit zu überprüfen sein, weil in diesen Gegenden natürlich besonders stark mit einem Verschwinden wirtschaftlich und bautechnisch veralteter Speicherformen gerechnet werden darf. Selbstverständlich bin ich als Nichtvolkskundler in keiner Weise in der Lage, die schwierigen mit dem Laimes und seiner Verbreitung verbundenen Fragen endgültig zu lösen. Vielleicht können aber die obigen Ausführungen für die oberschlesische Heimatforschung auch bei künftigen eingehenderen Untersuchungen über den Laimes einige brauchbare Anregungen vermitteln.

Kartoffelfeuer

Von Bergmann Paul Habraschka

Der Abend öffnet weit sein Himmelstor.
Die Winde haben aufgehört zu gehen.
Wolken rufen gerötet über allen Äckern
und sind müde vom fernen Länderfluge.
Die Sonne geht gekrönt durch dieses hohe Tor.

Auf allen Feldern glühen rotwangige Feuer;
die geifern im eigenen Schein.
Rauch zieht über die Felder,
zieht einen Ruch nach sich, der
an Vergänglichkeit mahnt.

Mädchen und Buben spielen Ringelreihn.
Jauchzen und jubeln um das knisternde Feuer.
Sorglose Jugend! — —
Ihr ist der Herbst kein stiller Mahner,
nur ein einziges glückliches Freudenspiel. — —
O verträumte Jugend, wie weit —
wie weit liegst du hinter mir!

Ahn und Erbe der Heimat

Die Vaterländer wechseln,
Grenzen sind eine Frage der Macht —
Ein Staat steht im Morgen, ein andrer in Nacht:
Wechsel ist alles, beständig ist nichts.

Aber die Heimat!
Vater, Mutter, das Haus, das Dorf, Felder, Wiesen und Wälder,
Das Fernweh der Berge, die Sommerwolken darüber,
Ach, die holden silbernen Sterne,
Das Mägdelachen, der rohe Fluch betrunkner Kumpels,
Der einsame Schritt des Bergmanns zur Nachtschicht —
Ach, und so vieles, Unzähliges:

Das alles ist Heimat!
Dein eigen. Ganz allein. Auf besondere Weise.
Ist der Quell, das Flußbett deines Wesens,
Die Gnade deiner steten Erinnerung.
Hier warst du Kind, hier warst du jung.
Hier wurde dein erstes Lächeln geboren
Und — allzu frühe — der dauernde Schmerz.

Segen und Fluch!
Verlorener in deine Zeit, gekettet in ihre Gesetze:
Wechsel ist alles, beständig ist nichts.
Alles kannst du gewinnen, verlieren,
Du magst bejahen und verleugnen —
Im Spiegel deiner Augen
Glänzt bis zur letzten trüben Stunde
Das erste Lächeln in das tiefste Weh,
Der Himmel über deines Lebens Acker.

Und alles hat den Klang der ersten Stunde,
Das Antlitz deiner Erstgeburt, ist Heimkehr zu dem Werde:
Mit den geheimen Mächten bist du wiederum im Bunde —
Bist Ahn und Erbe deiner Heimaterde.

Alfons Hayduk.

Hexenschuß und Augenleiden

Zur Geschichte behördlicher Aufklärungsarbeit in Oberschlesien im friederizianischen Zeitalter

Von Dr. Ernst Boehlich

Die erstaunlich rasche Einebnung Schlesiens in den preußischen Staat hätte sich trotz allem, was im Lande für die Loslösung von der einst so hochfahrenden und unduldsamen österreichischen Herrschaft sprach, nicht so reibungslos vollziehen können, wenn nicht das neue Regime mit einer bei seiner aufklärerischen Einstellung erstaunlichen Schonung, einer eben so klugen wie oft langmütigen Anpassung an die Verhältnisse der neu erworbenen Provinz zu Werke gegangen wäre, bei aller Zielbewußtheit stets, soweit nur möglich, den mildesten Weg einzuschlagen sich bemüht hätte. Nichts mochte der preußischen Verwaltung schwerer ankommen, als sich mit der geistigen Beschränktheit weiter Kreise der Bewohnerschaft abzufinden, die mit der rationalistischen Richtung der Zeit in einem oft geradezu grotesken Gegensatze stand. Aber diese Aufklärung, soweit sie sich in der Regierung des Landes dokumentierte, war weit davon entfernt, das neue Licht wie eine Brandfackel in noch herrschendes Dunkel schleudern zu wollen; vielmehr haben die preußischen Behörden im allgemeinen gerade in dieser Hinsicht einen erstaunlichen Takt und eine nicht geringe volkserzieherische Begabung an den Tag gelegt, die beide aufs vorteilhafteste von der Hochtrabendheit abstechen, die sich in zahlreichen aufklärerischen Flug- und Streitschriften geltend macht, wie sie um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts sich mit Oberschlesien befaßt haben.

Es ist hinlänglich bekannt, wie dieses Land, unter langer Vernachlässigung von Seiten Wiens ebenso wie unter einer auffallenden Ungunst geschichtlicher Entwickelung leidend, von einer einst erreichten Kulturhöhe allmählich wieder absank und dem preußischen Staate am Ende des 18. Jahrhunderts eine in der Tat nicht leicht zu lösende Aufgabe stellte. Starrer, tiefer als sonst in der Provinz eingewurzelt, ragten hier vielfach abergläubische Meinungen, unzeitgemäß nicht nur, sondern oft geradezu gefährlich in ihren Auswirkungen in die friederizianische Epoche hinein. Und nicht so sehr das Festhalten an derartigen Vorstellungen, als vielmehr der vielfach unternommene Versuch, die Einfalt des Volkes betrügerisch und verbrecherisch auszunutzen, machte schärfstes Eingreifen der Behörden erforderlich.

Ein in vieler Beziehung instruktiver Fall dieser Art spielte sich im Jahre 1767 im Kreise Neustadt O/S. ab, der nicht nur die Ortsbehörden, sondern auch die Zentralbehörde in Breslau, den Provinzialminister von Hoym, beschäftigt hat.*

* Das Aktenmaterial liegt unter P. A. V 55 f auf dem Staatsarchiv in Breslau.

Im Dorfe Kromelau erregten angebliche Augenkuren, welche die 57 Jahre alte Bauersfrau Maria Pelk mitsamt ihrer Tochter Maria in ihrem und dem benachbarten Dorfe Broschütz ausführte, erstaunliches und unliebsames Aufsehen. Die Mutter hatte wenige Jahre zuvor eine Wallfahrt nach Czenstochau gemacht und war von dort mit der neu erworbenen Fähigkeit zurückgekommen, Augenkrankheiten auf besondere und — gelinde gesagt — recht unsaubere Art zu heilen: sie verstand, durch Lecken mit der Zunge angeblich in den Augen als Erreger gefährlicher Beschwerden steckende Fremdkörper zu entfernen. Aller Wahrscheinlichkeit nach hat es sich anfänglich um ganz natürliche Dinge gehandelt; da aber die Heilmethode der Pelk Anklang fand, erfreuete sie sich bald eines gewissen Rufes, den sie zu bewahren und auszunützen beschloß. Verschiedene Umstände kamen ihr dabei zu Hilfe.

Dem Pfarrer von Broschütz war bei der Arbeit in seinem Obstgarten ein Stückchen Baumrinde ins Auge gefallen. Die Pelk wurde gerufen und vermochte in der Tat, den Fremdkörper durch Umstürzen und Ablecken des Augenlides zu entfernen, worüber der geistliche Herr eine ungemeine Befriedigung bezeigte. Nicht lange darnach sah sich auch der Dorfschulze von Kromelau veranlaßt, das Weib heranzuziehen. Sein Jüngstgeborenes hatte „schlimme Augen", und der Pelk gelang es, dem Wiegenkinde bald ein Leinwandfäserchen, bald ein Stückchen Hader, bald ein Federchen, einmal sogar ein Getreidekorn zu entfernen. Man sieht, wie sie als gute Menschenkennerin ihre Patienten einzuschätzen wußte. Dem Schulzen gegenüber, dessen krankes, in Wahrheit an einer schweren Coniunctivitis leidendes Kind in demselben Raume lag, in dem Siede geschnitten und allerhand Staub aufwirbelnde Arbeit vorgenomme nwurde, hielt sie sich noch im Rahmen des Möglichen; es konnte immerhin geglaubt werden, daß dergleichen Schmutzteilchen in das Auge des Säuglings gelangten. Anderen Leuten gegenüber griff die Heilkünstlerin zu anderen Mitteln. Es grassierte damals in den beiden Dörfern gerade eine Bindehautentzündung, die ihr zahlreiche Leidende zutrieb. Da brachte sie denn bald ein kleines Knochensplitterchen, bald, wo die Heilung sich nicht einstellen wollte, einen ganzen Knochen unter den Lidern hervor und hielt dem Völklein die Vorstellung wach, daß diese Gegenstände durch einen sogenannten Hexenschuß, der den meisten Dorfbewohnern als die allerglaublichste Sache von der Welt erschien, in die Augen gelangt seien. Ihre Praxis wuchs so beträchtlich, daß sie auch ihre Tochter Maria „anlernte", der sie nicht nur den richtigen Zungenschlag, sondern auch die Methode, die Knöchelchen und Knochen auf möglichst unauffällige Art ins Auge zu bringen, beibrachte.

Dies war der Stand der Dinge, als der Landrat des Kreises, von Twardowski, eingriff, ein dem Anscheine nach nicht nur eifriger, sondern übereifriger Herr. Er stellte, als er von dem Gräflich Oppersdorffer Dominium, dem die beiden Dörfer eigneten, angegangen war, fest, daß „eine abscheuliche Menge vorgeblich aus den Augen genommener Pferde- und Luderknochen gesammelt, nicht weniger dabei viele Einwohner nebst Kindern an denen Augen dadurch lädieret worden", und veranlaßte, daß die Marianne Pelk ihm — er hate den Kreisarzt, einen Regimentsfeldscher und noch andere Personen zugezogen — auf dem Schlosse vorgeführt wurde, um eine Probe ihrer Kunst abzulegen, wobei es denn geschah, daß dem wohl doch etwas eingeschüchterten Weibe ein Knochen auf die Erde fiel, bevor es noch zur eigentlichen Prozedur gekommen war.

Der Landrat beschloß, ein Exempel zu statuieren, und da die Alte trotz dringender Vorhaltungen keinen Betrug zugeben wollte, ließ er die unter gleichem Vorwurfe stehende Tochter kommen und ihr auf anfängliches Leugnen vom Landdragoner ein paar gelinde Hiebe mit dem Ochsenziemer versetzen, die ein hinlängliches Geständnis zur Folge hatten. Das Mädchen wiederholte seine Aussagen in Gegenwart des Gräflich Oppersdorffischen Dominialsekretärs auch der Mutter gegenüber, und als diese noch immer beim Leugnen blieb, bedrohte der Landrat sie gleichfalls mit Prügel und wollte die beiden Frauenspersonen schließlich in Verhaft tun. Indessen stieß er bei diesem Vorgehen mit der Dominialverwaltung zusammen, die ihre Gerichtshoheit geltend machte, „und ist erwähnte Bäuerin nebst ihrer Tochter aus Furcht, daß die Hexe dem Schlosse Schaden zufügen möchte, von dem Sekretär Liebich eigenmächtig wieder entlassen worden."

Landrat von Twardowski erstattete alsbald Bericht an den König zu Händen des schlesischen Provinzialministers, da ihm bekannt sei, wie der König nicht dulde, „daß das gemeine Volk, welches in Oberschlesien ohnedies mit Blindheit geschlagen, durch abergläubische und gauklerische Unternehmungen von einer vernünftigen Denkung abgehalten und immer mehr und mehr irre gemacht werde". Er schlug vor, die beiden Frauen nebst einigen als Zeugen dienlichen Personen zum Verhör nach Breslau zu schaffen, und erbot sich, da er viel zur Aufklärung beitragen könne, ebenfalls zu erscheinen. Ohne Frage erwartete er für seinen Eifer die volle Anerkennung seiner Vorgesetzten; die aber blieb aus, und der Heißsporn mußte sich eine reichlich kalte Abfertigung gefallen lassen.

Die Provinzialbehörde lehnte zunächst die vorgeschlagene Überführung nach der Provinzialhauptstadt als undienlich und kostspielig ab und mißbilligte die Einmischung des Landrats in die Dominialgerichtsbarkeit ebenso wie die Anwendung von Prügeln. „Ihr habt gedachte Weibspersonen in die Kreisstadt an den dasigen Inquisitorem publicum Schwechten behufs weiterer Untersuchung ihres betriebenen Gewerbes und der darunter latitierenden Betrügerei abliefern zu lassen, wo Ihr zugleich die beste Gelegenheit habt, dem ferneren Examini beizuwohnen und dasjenige Licht zu suppeditieren, das Ihr nach Eurem Anführen diesem Vorgang zu geben im Stande zu sein versichert." „Wir können," schrieb Hoym, der das Schriftstück zeichnete, „nicht verhalten, wie überhaupt

in dergleichen Fällen vielfach das zuträglichste ist, solchen mit so wenigem Aufsehen als tunlichst zu steuern, da letzteres nicht selten einfältige Leute in ihrem Wahn und Vorurteil nur noch mehr bestärket."

Der ministeriellen Verfügung entsprechend wurde der Untersuchungsrichter Schwechten mit der Sache befaßt, der sich alsbald zu einem Verhör nach Oberglogau begab. Er fand die Darstellung, die der Landrat von dem Falle gegeben, zutreffend, mußte aber erkennen, daß die Sachlage eben dadurch verfahren war, als Twardowskis Übergriffe den Widerstand der Dominialbehörde hervorgerufen hatten, und als sich nun die beiden Frauen, die sich durch diese gedeckt glaubten, äußerst verstockt zeigten, die Mutter weiter leugnete, die Tochter ihre Aussagen als seinerzeit nur durch Schläge erzwungen zurücknahm. Übrigens aber hatte inzwischen der Kreisphysikus die einzig vernünftigen Schritte insofern getan, als er den Unbemittelten seine Arzneien kostenlos abgab. Das hatte, während die Schmutzereien der Pelk sich auf die Dauer doch als nutzlos herausstellten, den besten Erfolg und lenkte das Vertrauen der Menge von dem Weibe ab und dem Arzte zu.

Schwechten berichtete in diesem Sinne nach Breslau, von wo nun eine abschließende Verfügung an den Landrat erging. „Da nunmehro durch Eure ebenso präzipitante wie gesetzwidrige Prozedur, worüber Wir Euch bereits Unser Mißfallen zu erkennen gegeben, das Geständnis eines vorsätzlichen Betruges sehr schwer herauszubringen sein wird, so habet Ihr ... invigilieren zu lassen, daß mehrbenannte Pelkische Mutter nebst Tochter bei andrergestalt sofort zu gewärtigen habender exemplarischer Strafe sich mit dergleichen unbefugten, vorgespiegelten Kuren nicht ferner abgeben." Weiterhin soll Sorge getragen werden, daß der Kreisphysikus nötigenfalls in der gleichen Weise wie bisher zur Verfügung stehen könne.

Diese Art der Erledigung war in der Tat die geschickteste, die unter obwaltenden Umständen gefunden werden konnte, und entsprach durchaus der dem Landrat erteilten Regel, Fälle dieser Art möglichst ohne Aufsehen abzutun. Wie bei anderen Gelegenheiten, so ist auch hier die Wirkung nicht verfehlt worden; die Wunderkuren hörten auf, ein weiteres Eingreifen der Behörden ist nicht mehr erforderlich gewesen.

Die Hussiten vor Lubschütz*

Erzählt von Anna Leichter

„Tut emsig Eure Pflicht! Du, Altgesell', schau den Buben auf die Finger! Behüt' Gott zusamm'!" Der so sprach, war der Meister Hieronymus, der ehrbaren Schneiderinnung zu Lubschütz angesehener Altmeister. Derweil er sich wandte, rückte er das Barett zurecht, faßte in die Almosentasche nach Geld und Schlüsseln, schritt dann festiglich zur Tür und warf sie gewichtig ins Schloß.

In der Werkstube hockten die Gesellen und Buben wie Türken vor den zwei Fensterlein, nähten und fädelten, strichen hurtig den Faden durchs Wachs. Denn der Altgesell hielt wachsam Augen und Ohren offen, bald der Meister zur Morgensprach' fort war.

Ein kleinwinzigs Seufzerlein ließ Peter, der letzte Lehrbub, hören. Mit der Hand fuhr er am gekrümmten Rücken auf und nieder. Der tat weh. Sinnverloren gingen seine Äuglein zu den grünen Bäumen vor den Fenstern und zum Blauhimmel hinauf. Wenn ers bald geschafft hätt'! So Meister sein! Mit Barett und Almosentasche in modischen Entenschnabelschuhen zur Morgensprach' in die Zunftstube gehn! Klug mitberaten! Das wär' was Bessres als den ganzen Tag, so der liebe Herr schenkt, mit krummem Buckel sitzen und Stich um Stich machen und sich hernach noch zausen lassen.

Der Altgesell' Toni stößt ihn mit der Ell' in die Rippen: „Ha, Peter!" und zerreißt dem Versonnenen grob die Traumfäden. „Nur zu! Muß heut abgeliefert werden das Gewand für den Magister. Machst die Säum' auch grad'?"

Peter seufzt wiederum und schielt indeß auf das feine Stück, das der Altgesell in Händen hat. Ein Mantel für den ehrwürdigen Komtur wird's. Aus rotem Tuch. Grad näht er das achtspitzige Kreuz fest.

„Sag', Altgesell", er kann sich die Neugier nicht verkneifen, „warum ist der neuche Mantel für den Johanniterkomtur just rot? Geht doch ansonsten nur im schwarzen?"

„Wann Kriegszeit im Land, tragen die Herren vom Orden rote Umhäng' statt der schwarzen. Nun weißt's, du Schnappauf."

Krieg ...? Das Maul bleibt ihm offen.

„Na, na," der bucklige Hannes, der zweite Gesell, spricht leise dazwischen, „so schnell kommen die Hussen gewißlich nit wieder. Haben anno 28 alles in der Rund' ausgeraubt und verbrannt. Wo gäbs da wieder Beut? War damals klug vom Rat, ihnen ein paar Säck' voll Golds und Silbers in die Mäuler zu schmeißen. Sind wir drum heil davonkommen."

„Aber itzt, wann sie doch kämen?"

* Lubschütz = Leobschütz.

„. . . würden wir sie wol anders heimschicken als dazumal. Mauern und Türme verteidigen mit Steingeschoß, siedend Wasser und Pech."

„Teufel, die Güss'! Täten denen ihre Köpf' aber rauchen."

„Und dann die Gewaffen all!"

Wie sie erzählen von Morgenstern, Partisanen und Hellebarden und noch andern Mordwaffen, hat Hannes im stillen ein Reimlein gemacht, das singt er den andern für:

Mit Steinen und siedend Pech
Vertreiben wir Polen und Tschech.

Die summen und brummeln es bald mit.

Das zieht einen Andern herbei.

„Der Tschech' kommt!" Jakobel, dem Hannes seine Dohle, ist vom Garten aufs Fensterbrett geflogen und hat den Schreckruf, so man damit jetzt immer unartige Kinder mahnt, verlauten lassen.

„Oha, bist wol du der Tschech?"

S' ist dem Buckligen seine einzige Freud' und Kurzweil, das Viech. Mit Müh' und himmlischer Geduld hat er sich den Freund großgezogen, dem er seines treuen Herzens Gutheit zuwendet. Beim Dohlenturm hat er das Tierlein aufgelesen, noch nicht flügge, obzwar schön in Federn, und so sorgsam im Wams heimgetragen, ohngeachtet der schlimmen Bisse in die Finger, derweilen die Alten mit großem Geschrei und Flügelklatschen um den Turm gestrichen. Froh und bang gleicher Zeit hat sein Herze selbigsmal gezittert. Ein lebendig Wesen, das nur ihm zugehört! Hat sich viel versagt, Bissen und Freizeit, und das Tierlein gewartet.

Jetzo lockt er zärtlich: „Jakobel!"

Der aber legt den Kopf auf die Seit' und kommt nit zu seinem Herrn, bedenkt sich, und fliegt just auf Peters Achsel und zupft den am Ohr. Jakobel mag ihn nit, dermaßen der Schelm oftmalen mit Wachskugeln nach ihm gezielt und ihn hart getroffen. Nun ist einmal er an der Reih', und Peter kriegt seinen Lohn, wie sonsten vom Meister. Die andern lachen, daß es schallt und Peter mit. Er ist nit bald verdrossen.

Wie Peter alles so frohgemut sieht, nutzt er die Zeit, legt den Magisterrock, daran er die ausgefranzten Säume bessert, zur Seit' und zeucht unterm abgeschabten Wämslein ein dünnes Büchlein heraus. Wie die andern lange Häls' machen, tut er wichtig: „Habs gestern im Gewölb' im Bürgerhaus 'kauft. Bin nächstens noch flink 'nübergerannt und hab' mir alles angeschaut, was da war. Hatt' noch ein paar Kreuzer Laufgeld; nahm ich halt das Büchlein vom Huß. Ist greulich aufgemalen. Da, schaut den an! Drei Teufel auf der hohen Mütze! Wie das Feuer ihn frißt! Hier, wie er zu Prag predigt!"

Sie vergessen die Arbeit, auch der sonsten strenge Altgesell, und schauen auf den Erzketzer. „Siehst und da ein Rohr aufgemalen, wo sie itzt mit Pulver schießen. Kommt Feuer heraus!"

„Ui je!" —

„Wirds den Strauchrittern ans Fell gehn."

„. . . ja, und wenn itzo ein Feind käm und uns die Mauern zerschießt, was sagst dann?"

So gehen Red' und Gegenred', daß sie nimmer gewahren, wie der Meister eintritt. Bis die Tür klappt.

Da fahren im Hui die Köpf' ausnander, und die Nadeln stechen — nit gleich an die rechte Stell'.

Meister Hieronymus tut, als hätt' ers nit gemerkt. Ruft den Peter; der schlottert. Ist aber nit vonnöten. Der Meister schickt ihn zum Wachszieher Nickel, die dicken Kerzen für die Umgäng' zu holen.

Hurtig springt Peter davon.

Mit dem andern Buben geht der Meister ins Gewölb'. Der soll die Tuche tragen, die er bei dem fremden Gewandschneider ausgesucht. Hat lange drum feilschen müssen, aber, da der schon einpackt, sie wohlfeil erstanden.

*

An den Stufen vorm Kreuzhof stehen zwei Rösser, ein Goldfuchs, ein Schimmel, glänzend gezäumt. Der Schimmel hat am Sattel das Wappen des Komturs. Er hackt mit den Hufen, schüttelt die geflochtene Mähne, will traben. Kaum hält ihn der dienende Bruder.

Voll Würde schreitet Heinko von Wiesentietz, Hochehrwürdiger Komtur vom hohen Johanniterorden, Patronatsherr von Lubschütz, die Stufen herab, ihm nach ein Ritter vom Orden. Des Komturs Mantel bläht der Wind, zerrt ein weniges. Man sieht das Ritterkleid, die Stiefel mit Spörnern dran.

Ein paar Buben jagen am Kirchhofzaun, halten still, gucken, wie der Bruder den Steigbügel hält, wie der Ordensmeister aufs Pferd steigt, dann der Andre.

An einem Fenster des Frauenklosters gradüber verschwindet ein blasses Gesicht.

Im Schritt durch die Gassen.

Leut' drehn die Köpf'. Ach, Kreuzherrn! Grüßen gebeugt. Gnädig danken die. Blaß schaut der Heinko, dunkel glühn die Augen, festgeschlossen ist der stolze Mund. Reutten übern Ring zum Gröbnigertor. Geht also der Weg ins Ordensschloß.

Stumm reutten die zwei. Heinko schaut rechts und links auf die Felder, biegt vom Weg ab und sprengt über eine Brache zur Zinna herunter. Ritter Adalbert folgt verwundert. Am Wasser gehts weiter. Der Komtur zeigt mit dem Reitstock auf die Wiesen.

„Wenig Gras."
„Und die Felder, Adalbert?"
„Wenig Korn, kurz Stroh, Lein schütter."
Alles dürr, Riss' zeigt die Erd'. Regen ist vonnöten. Aber? . . .
Blau spannt sich der Himmel. Kein Wölklein zieht auf. So geht's seit Wochen. Wie wird die Ernt?
„Müssen Bittandachten halten zu Lubschütz und in den Kommendedörfern."
Am Teich hinterm Schloß fischt ein Bauer, ein Bruder hilft. Die zwei halten und schaun, wie der Robotmann just einen fetten Karpfen herausholt. Ist Freitag morgen, wird's Fischsupp' und polnische Tunke zum Mittagsmahl geben.
Auf den Wiesen beim Schloß liegt schon das Heu. Wildrosen und Hollersträuch' blühen randum. Süß und schwer mengt sich der Duft. In die Büsch' am Wässerlein hüpfen die Vögel, zwischern und singen.
Sommerselig Luft, Wiese und Kreatur! Auch zwei dort am Hollerstrauch.
Wie er die plumpe Tatze ihr um die Hüfte legt, dreht sie heißrot den Kopf zur Seit', wird so der Reiter gewahr — die weißen Kreuze leuchten weithin durchs Sonngeflirr' — und stößt ihn derb weg mit dem Ellbog'. Behend sticht sie die Forke ins Heu und legts um.

*

Der Lichter brennen viel am Hochaltar, davor der Administrator im vollen Ornat kniet. Orgel und Singen sind verstummt. Jetzo betet er laut und fromm die Litnei um Fürbitt' der Heiligen.
Links im geschnitzten Gestühl knien die Altaristen, rechts die Kreuzherrn. Der Komtur hat die Arm am Pult aufgestützt. Sein edel Profil ist gen die gefaltenen Hände geneigt. Schwere Ring blitzen daran. Hint' im Schiff ist die Menge, zuvor die Kinder, dann die Großen.

„Vor Pest, Hungersnot und Krieg . .
Beschütz uns, o Herr!"

Dreimal betet so der Geistlich. Die Stimm' erhebt sich inbrünstiger zum andern Mal und formt das Wünschen der Masse zum einzigen Bittschrei.
Tief sind die Köpf' all' geneigt, blonde und schwarze, graue und kahle, der bloße Scheitel der Kleinbürgerin, unter Schleier und Haube der der Großbürgerin.
Schimm sind die Zeiten, Böses steht vor der Tür. Nit allein die Dürr', die Mißwuchs, teure Zeit, Krankheit, Hunger verheißt, nein noch viel Ärgeres. Die Feind'! Die Feind' kommen! Fremde Kramer, die auf den Wegen gen Prag ziehen wollten, seind die Ersten gewesen, die es gewußt. Zurück haben sie müssen, daß nit die wilden Hussitenhorden ihnen alles nehmen: War, Geld und Leben. Haben erschreckliche Dinge erzählt von

Plündern und Brennen und Blutvergießen. Hat auch des Turmwächters Elsbeth auf allen Gassen erzählt, wie der Vater in der letzten und vorletzten Nacht weit drüben gegen die Berg' zuckende Lichtpünktlein gesehn. Konnten nur Brände sein, die der Feind gelegt.
Heut vor Mittag haben die Ratsherrn lang' im Bürgerhaus gesessen. Werden beratschlagt haben, was zu tun sei.
So steht die Angst riesengroß in der Seel!
Wie sie nach dem letzten Amen heimgehen, bleiben sie hie und da noch in Trüpplein vor den Türen beinander, klagen ihr Fürchten und Zagen. Haben wir sie einmal mit Geldbuß' und Katzbückeln fortgeschickt, weiß man, ob wir diesmal Glück haben!
Peter muß an des Komturs Mantel denken. Der hats geahnt.
Brav liegen die Kinderlein schon im Bett. „Der Tschech' kommt!" Sonsten tummeln sie noch lang' auf der Gaß.

*

Seit aller Morgenfrüh' rumpeln schwere Wagen durch die Stadttore. Flüchtige kommen von den Dörfern und Flecken im Umkreis. Hochgetürmt mit Hausrat, Betten und Zehrung sind die Wagen. Mann, Weib, Kind und Gesind sitzen auf. Hühner gackern im Käfig. Mancher bringt die Kuh am Strick. Der treue Hund läuft hinterher.
Die Aufregung in der Stadt wächst. Werden wir auch jetzt vor dem Ernten genug haben an Essen? Wenn sie uns gar lang einschließen? Der Rat hat gesorgt, so gut er konnt'. Auf Wagen bringen sie in Eile Getreid', Mehl und Vieh aus Schlegenberg. Auch der Komtur hat in den Spittelhof und in die Kommendedörfer geschickt.
Es ist wie im Immenstocke, wann die Immen eintragen, ein Summen und Brummeln den ganzen Tag. Man kann auf den Gassen vor Wagen und Leut' nit durch. Bald schafft der Rat Ordnung und Platz. Stadtknechte laufen in Eisenhut und Brustpanzer durch die Stadt. Die Zünfte kommen zusammen. Jeder wehrhafte Mann bringt sein Gewaffen mit. Wird noch einmal genau der Platz gesagt, wo jeglicher an der Mauer zu stehen hat, Ersatzleut' genannt, Allarmzeichen bestimmt.
Der Komtur hat den Befehl. Eine Stund' vor dem Mittagläuten ist Appell. Heinko von Wiesentietz kommt hoch zu Roß, die andern Ritter mit ihm. Ein Bild zum Malen ists, die Ritter auf ihren Pferden, von roten Mänteln umwallt.
Kraftvolle Zuversicht strömt beim Erscheinen der Ordensherrn in die Männer und Frauen von Lubschütz.
Dann ist Ruhe, dieweil der Komtur rings um die Mauer reitet, die Wehren, die Aufstellung der alten Schleudergeschütze prüft.
Helfe uns Gott und die heilige Jungfrau!

Unsere Pflicht tun wir. Ohne Kampf kriegen sie uns nit! Zwar sind nit viel Vorrät' zu jetziger Zeit. Aber Mut! Lassen uns so leicht nit die Ketzer übern Hals.

Blutig geht die Sonn' nieder. Es wird zeitig tiefe Ruh. Man muß sich Kraft schlafen. Wachen sind doppelt auf allen Türmen zur Nacht aufgestellt.

Um Mitternacht brennt es, eine alte Holzscheune beim Gröbnigertor. Waren die Zugezogenen nicht fürsichtig? Feuerlärm gellt durch die Nacht. Sie löschen mit zitternden Händen.

Holla! Wiederum Feuerzeichen! Wo denn? Das Licht am Turm steht zum Niedertor. Einer kommt gelaufen: „Vor der Mauer drauß, in der Pietanz."*

Sie rennen, zu löschen und zu retten. Da — was rollt und grollt immer näher? Ein Wetter? Sie achtens nicht bis Einer stutzt: „Aber Leut', das sind wol gar . . .?"

Ja, das sind wahr und wirklich die Hussiten!

Zwei, drei, fünf, ach so viel schon grinsen über die Mauer! Bums, sind schon unten! Überrumpelt!!! Und wir? — — — Ohne Waffen! — — Schnell, schnell! Die auf der Mauer sind im Handgemenge. Das Feuer leuchtet ihnen. Gott schütz' uns!

Da tönt das Alarmzeichen, anhaltend. Bohrt sich durch die Nacht, durch versperrte Fenster und Türen in den Halbschlaf der Bürger, in den brunnentiefen der weniger bekümmerten Jungen. Verschreckt springen die auf. Was ist? . . . Mit den Waffen in der Hand rennen die Mannen schon zur Mauer. Signale jagen sich. Hierher, hierher!

Beim Heinkokonvent (vom Bürger Heinko fundierte Nonnenkonvent) will der Feind einbrechen. Da ballt sich der Kampf, Lärmen und Klirren! Wildes Rufen! Tschechische Laute quarren dazwischen. Ein Schrei, gell wie ein Fluch, wenn Einer getroffen stürzt. O, es stürzen ihrer immer mehr. Wildwütig hauen die Lubschützer zu. Kämpfen voll Mut und Wut. Pack ihr, wollt uns friedliche Leut' unterzwingen und aussaugen! Lassen keinen über die Mauer ohne Blutzoll.

Der Ansturm wird matt. Sind müd' vom Anmarsch, haben jetzo ein paar kecke Stürmer verloren. Heißts: Schonen und überlegen und Zuzug abwarten. Sind ja noch viel im Umkreis, die gen Lubschütz ziehn, brennen und plündern noch in den Dörfern und Vorwerken.

Die draußen pflegen die Verwundeten, schaffen die Toten beiseit: die anderen rasten derweil. Die drinnen wissen, noch ists nicht aus. Werden einen neuen Vorstoß machen. müssen uns hüten. Alles, was Waffen führen kann, steht in Bereitschaft. Im Brauhaus und an den Mauern ist ein Sieden wie in der Höll. Wasser und Pech. Ist den

* Siechhaus, das von der Königin Kunigunde, Gemahlin Ottokars II. von Böhmen gegründete Johannesspital.

Weibern ihre Sach'. Schleppen Zuber und Kübel. Größere Buben und Mädchen helfen.

Bald graut es. Geschwind reicht der Morgen dem Abend die Hand. Wie wird der Tag? Der Turmwächter stößt ins Horn, hat zuziehende Scharen gemerkt. Nit lang, kann man sie hören. Dumpf rollen die Wagen heran. Den Belagerern wächst der Mut. Holla, itzt gilts!

Im Heinkokonvent will die Erschrecknis nit enden. Nun geht das Tümmeln wieder an. Verängstigt knien die Nonnen in der Kapell', ringen die Händ', beten laut um Abwendung der Gefahr. Wenn die Schlimmen eindringen, was geschieht ihnen? Sind die Ersten, die ihre Wut spüren täten.

Langgezogene Tön', schauerlich zum Anhören, dringen durch die versperrten Fenster. Die Ketzer heben den Schlachtgesang an. Ganz kalt wirds den Schwestern vor Angst und Grausen.

O Herr, gib den Lubschützern Kraft und Sieg!

Hin und her wogt das Stürmen und Wehren, geht das Donnern und Klirren, Schreien und Befehlen, viele Stunden lang, daß man sich die Ohren zustopfen möcht' . . . Dann — heilige Ruh'.

Die Hussiten können nit länger, sind schlapp, haben zu viel eingebüßt. — — —

Truppweis kehren die Verteidiger von der Mauer zurück. Man hört ihr Stampfen und Singen.

Wie haben doch die Gerber
So meisterhaft gegerbt.
Wie haben doch die Färber
So blutigrot gefärbt.

Und noch eine neue Weis' . . .? Aufhorchen die Schwestern. Hören immer etwas von Pech und Tschech. Stößt eine den Laden auf. Da wirds deutlich:

Ist wol anzuschauen
Wie Lubschützer Frauen
Mit Steinen und siedend Pech
Vertreiben den Polen und Tschech.

Die Hussiten ziehn ab wie ein böses Wetter. Gehen auf neue Züg' aus im Troppauerland erhoffen wo anders mehr Beut' als in Lubschütz.

Atmen alle befreit auf im Städtlein, danken dem Herrn.

Schrieb man das Jahr 1430.

Die Neuordnung der kommunalen Grenzen in Oberschlesien

Von Heinrich Koitz, Hindenburg

Dr. Badura hat im Septemberheft des „Oberschlesier" zu dieser für das oberschlesische Industriegebiet lebenswichtigen Frage einige Bemerkungen gemacht, denen aus Gründen sachlicher Vollständigkeit einige Ergänzungen folgen müssen.* Nicht nur deswegen, weil ja neben der Industrie auch noch auf den Menschen Rücksicht genommen werden soll, sondern auch, weil sowohl die Entstehungsgeschichte des Problems, als auch die Notlage der Stadt Hindenburg von weiten Kreisen der oberschlesischen Bevölkerung etwas anders gesehen werden, als sie der Verfasser des eben genannten Artikels betrachtet.

Gewiß, seinen allerletzten Ursprung hat das Problem der kommunalen Neuordnung des Industriegebietes in der Grenzziehung, die tatsächlich eine Zerreißung wirtschaftlicher und kommunalpolitischer Zusammenhänge bedeutete. Darauf wurde in den jahrelangen Eingemeindungskämpfen immer wieder hingewiesen, die schließlich mit dem vom preußischen Landtag im Dezember 1926 angenommenen und am 1. Januar 1927 in Kraft getretenen Eingemeindungsgesetz, auf dem der augenblickliche Zustand beruht, ihren Abschluß fanden. Die neuen Pläne, die seit etwa einem Jahr von sich reden machen und in der bekannten Broschüre des einstigen Hindenburger Oberbürgermeisters Dr. Lukaschek und des Beuthener Landrats Dr. Urbanek eine interessante erste Zusammenfassung fanden, sind in ihrem Kern nichts anderes als ein Eingeständnis der absoluten Unzulänglichkeit der 1926 beschlossenen Umorganisation. Zum Verständnis der neuen Pläne und zu ihrer gerechten Würdigung muß man also ein klein wenig in die Geschichte des Umgemeindungsgesetzes von 1926 zurückgreifen.

Allen Kommunalpolitikern sind die heftigen Kämpfe, die damals in der Öffentlichkeit und noch erbitterter hinter den Kulissen ausgefochten wurden, noch in lebhafter Erinnerung. Von vornherein ging der Streit um die Frage, ob man sich mit einer Teillösung — deren Dauer man damals optimistisch auf etwa zehn Jahre schätzte — begnügen

* Dr. Badura hatte in seinem Aufsatze eine neutrale Übersicht geboten und darauf hingewiesen, daß bei der Neuordnung im Industriebezirk nur sachliche Gesichtspunkte maßgebend sein dürften. Ihm ist bekannt, wie man sich in Westdeutschland bei der Neuordnung gestritten und wie bitter sich die parteipolitische Interessenpolitik dort ausgewirkt hat. Möge ein gütiges Geschick Oberschlesien davor bewahren, daß es hier ein ähnliches Lehrgeld zahlen muß!
Wenn wir nun der obigen Zuschrift von Heinrich Koitz-Hindenburg gern Raum gewähren, so deshalb, weil es ja die Aufgabe des „Oberschlesiers" ist, alle zu hören und weil sich auch der neue Beitrag, wenn er auch das Problem von einem bestimmten Blickfeld her sieht, um Sachlichkeit bemüht und zum Schluß für eine Lösung durch verständige Zusammenarbeit aller Beteiligten das Wort redet.

kann, oder ob eine großzügige Gesamtlösung vorzuziehen sei. Ein politisches Kompromiß entschied dann — bekanntlich erfuhr das Gesetz noch zwischen der zweiten und dritten Lesung einige wesentliche Änderungen — zugunsten der Teillösung.

Die Freunde einer großzügigen Gesamtlösung standen in dieser Zeit fast ausschließlich im Lager der oberschlesischen Arbeiterbewegung.

So hat damals nach einem jahrelangen gleichgerichteten Kampf in der Öffentlichkeit die oberschlesische Sozialdemokratie in einer Entschließung vom 3. Oktober 1926 ausdrücklich erklärt, daß „zur Konsolidierung der Grenzgebiete die Schaffung von großen lebensfähigen Stadtkreisen" unumgänglich sei. Und in der Sitzung des Preußischen Landtages vom 1. Dezember 1926 hat der gegenwärtige Hindenburger Bürgermeister Julius Franz, M. d. L., ausdrücklich bedauert, mit „welch geringer Großzügigkeit man an die Regelung der Eingemeindungsfragen in Oberschlesien herangetreten sei". Er betonte in seiner Rede, „warum in Landkreisen mit starker Vormacht der Industrie eine Pflege der sozialen und kulturellen Interessen der Bevölkerung so gut wie ausgeschlossen sei." Leider hat sich damals die Mehrheit der preußischen Regierungskoalition den Mahnungen der oberschlesischen Arbeiterbewegung versagt, sodaß nunmehr — kaum ein Jahr nach dem Inkrafttreten des Umgemeindungsgesetzes — die gleichen Fragen auftauchten, denen man damals allzu behutsam aus dem Wege ging.

Wer diese Entstehungsgeschichte der neuen Pläne genau kennt, der weiß auch gleichzeitig, daß man dem Problem der Lastenverteilung nicht einfach durch die Meinung ausweichen kann, daß man den Nachbargemeinden Hindenburgs „ein kameradschaftliches Eintreten" nicht zumuten könne. Das Eigenartige an der sozialen Situation im oberschlesischen Industriegebiet liegt nämlich darin, daß die Notlage der Stadt Hindenburg nur zur Hälfte Grenzlandnot ist. Gewiß, bei der Grenzziehung hat auch Hindenburg sein Hinterland verloren und einzelne seiner industriellen Unternehmungen haben infolge der wirtschaftlichen Zerreißung des oberschlesischen Industriegebietes schwer zu leiden gehabt. Das genügt jedoch nicht zur Erklärung der bekannten Hindenburger Nöte. Das Hindenburger Wohnungselend, der Mangel an Kanalisation, die schlechten Straßen, das Fehlen großer städtischer Betriebe und nicht zuletzt die außerordentlich starke Belastung des Wohlfahrts-Etats durch die Arbeitsopfer der Industrie, — alle diese Mißstände, durch die die kommunale Entwicklung der Stadt Hindenburg immer wieder aufs Stärkste gehemmt wird, haben ihre Ursache in der Vorkriegszeit. Damals wurde versäumt, anständige Wohnungen für die Tausende von Bergarbeitern zu bauen, die in Hindenburg wohnen; damals wurde versäumt, für die einfachsten hygienischen Selbstverständlichkeiten zu sorgen, damals schon waren die Anfänge jener — wir wollen ein stärkeres Wort vermeiden, obwohl

es berechtigt wäre — rigorosen Menschenpolitik gelegt, deren Auswirkungen den Wohlfahrts-Etat der Stadt Hindenburg noch heute belasten.

Es widerspricht aus diesen Gründen den selbstverständlichsten Prinzipien sozialer Gerechtigkeit, den Gedankengängen Dr. Baduras blindlings zu folgen und die oberschlesische Industrie aus einer Verantwortung heraus zu lassen, die sie selbst vor Jahrzehnten übernommen hat. Es ist nicht allein Aufgabe des Reiches und Preußens, die Nöte der Hindenburger Kommune zu beseitigen, sondern es müßte im Gegenteil eine nationale und soziale Pflicht der oberschlesischen Industrie sein, gern und freudig an der Beseitigung der durch sie geschaffenen Mißstände mitzuarbeiten. Gewiß wird sie bei einer Neuregelung der kommunalen Lastenverteilung im Industriegebiet zunächst der Leidtragende sein; aber sie wird darüber nicht zu Grunde gehen. Ihren Abwanderungsbestrebungen, über deren moralische Wertung sich an dieser Stelle nicht reden läßt, sind gewisse natürliche Grenzen gesetzt, ganz abgesehen davon, daß auch Deschowitz und ähnliche Ortschaften ja nicht außerhalb der Welt liegen.

Und wie stände es mit einer kommunalen Neuordnung ohne gerechtere Lastenverteilung? Dann würde sich der gleiche Fehler wiederholen, der 1926 gemacht wurde. Die Verhältnisse haben sich zu weit entwickelt, als daß man dieser Frage immer wieder aufs Neue ausweichen könnte. Es wäre zweifellos im Interesse der Städte und auch im wohlverstandenen Interesse der Industrie das Richtigere, in gemeinsamer Arbeit einen neuen Weg zu suchen, anstatt die alten Kampfmethoden wieder aufleben zu lassen, die für einen derartigen Riesenkomplex von Problemen niemals die geeignete Basis sind.

Klage

Von Georg Langer

Die ich viel erfahren,
All die Reinen meiner Lenzestage,
Die zu meinen Jahren
Trugen bunte Blütenhage,

Die mit mancher Zärte
Sich dem Silbermonde bogen,
Jachen Blutes Fährde
Dennoch freundlich entzogen,

Ihres Busens Beben
Engumzirkte Räume wiesen,
Dennoch Huld zu geben
Sich nicht säumen hießen, —

Dieser Allheit Menge
Nicht und nicht der Vielheit Güte
Seh ich im Gedränge
Dieser frechen Zeit. Ach, glühte

Nur auf unsern Wegen
Noch ein Lämpchen jener Zeiten,
Daß wir, es zu hegen,
Hymnisch Lob zu Lobe reihten.

Wohl die Zeiten schwellen,
Fallend wieder sich erheben,
Nie sich bleibend stellen.
Dies zu wissen ist gegeben.

Doch die Wehmutstränen
Soll man mit gesetzten Sätzen
Nicht zu stillen wähnen.
Laßt mir doch mein still Entsetzen.

Die schwarze Rose*

Märchen von Dorothea Mak

Clemens, der Bergmann, hatte in seinem Garten den schönsten Rosenstock weit und breit. Die Blätter waren wie schwerer Sammet, und die Rosen glühten wie rote Blutstropfen aus dem grünen Laube hervor. Viele beneideten den Bergmann um seinen Rosenstrauch, sonst aber war er arm, und seine Frau lag seit Jahren im Bett und konnte keinen Fuß vor die Tür setzen. Da machte eines Tages der Clemens sein Glück. Unten im tiefen Schacht hatten die Bergleute mit der Maschine viele Löcher in die schwarze Kohlenwand gebohrt, hatten Pulver hinein gelegt und dann gesprengt. Nun liefen die schwarz bestaubten Männer herbei und räumten die niedergebrochene Kohle hinweg. Auch Clemens war bei ihnen und schaffte tüchtig mit. Zuletzt trieb er seine schwere Keilhaue noch in einen Spalt und hoffte, daß er dort noch einen Kohlenblock würde aus der Wand herausbrechen können. Ächzend gab der Brocken nach, und Clemens wäre fast zurückgetaumelt, als der Block ins Rollen kam. In der schwarzen Höhlung aber stand ein kleiner Berggeist.

„Nicht wahr, Du bist der Clemens oben von der Erde," sprach der Kleine. „Ich habe Dir das Tor geöffnet, tritt ein."

Der Bergmann folgte dem Wink der kleinen Hand und trat durch das Kohlentor. Ein wunderbarer Garten tat sich vor seinen erstaunten Augen auf. Dort standen Bäume in langen Reihen, und Vögel wiegten sich in ihren Ästen. Auf sauber und schön gepflegten Beeten standen die Blumen in dichten Büschen beieinander, und ein kristallklarer Bergbach schlängelte sich mitten hindurch. Das Wunderbarste aber war, daß die Sonne an dem künstlichen Himmel aus leuchtenden Bergkristallen zusammengesetzt war und hell über den ganzen Garten hinstrahlte. Blumen, Bäume und Vögel aber waren alle kohlschwarz.

„Du staunst," sprach der Berggeist zu Clemens und folgte ihm mit traurigen Augen, wie er sich so umsah. „Ja, bei uns ist alles schwarz, und soviel ich auch nachdenke und arbeite, es will mir nicht gelingen, diesem Garten Farben zu verleihen." Der kleine Gärtner nahm nun ein wunderfeines, feuchtes Tüchlein von einem Strauch, das dort zum Trocknen aufgehängt war. Er zeigte es dem Erdenmanne und erzählte: „Sieh dies Tüchlein an. Es gehört unserer Bergkönigin. Sie ist auch ein Erdenmensch wie du. Dies Tüchlein und noch viele tausend mehr hat sie schon naß geweint, weil sie sich zu

* In unserem vorjährigen Preisausschreiben „Oberschlesische Kurzgeschichten und Schilderungen" ausgezeichnet.

Tode sehnt nach den bunten Blumen eurer Erde." Indem der Kleine das sagte, sah Clemens zwischen den Zweigen eines Busches hindurch die traurige Bergfrau am Bache sitzen. Ihr Gesicht war bleich wie der Schnee, und Tränen rannen über ihre Wangen. „Clemens," flehte eindringlich das Berggeistlein, „Clemens, ich weiß, du hast den schönsten Rosenstrauch im Lande weit und breit, leih ihn uns in unseren schwarzen Garten. Ja nur über die Blütezeit, Clemens. Dann sollst du ihn bestimmt wieder haben. Unsere Königin wird dann gesund werden von ihrem Heimweh nach den bunten Blumen, und sie wird uns nicht sterben. Clemens, wir haben unsere Königin so lieb. Hab ein Herz, Clemens, und bring uns deinen Rosenstrauch."

Der Bergmann dachte an seinen Rosenstrauch, der seine ganze Freude und sein einziger Reichtum war, dachte daran, wie seine kranke Frau sich immer an den Blüten erfreute, und nun sollte er ihn in diesen schwarzen Garten bringen. Das Herz tat ihm weh bei diesem Gedanken. Da gingen seine Augen wieder durch den Garten, schauten am Wasser die bleiche Bergfrau, und er hörte neben sich den Zwerg flehen: „Clemens . . . . Clemens . . . ."

Da konnte der Mann nicht nein sagen. „Gut," sprach er, „ich will dir den Rosenstock bringen, aber eine Blüte will ich abschneiden für meine kranke Frau, damit sie nicht umsonst das ganze Jahr auf die Rosen gewartet hat."

Da streichelte der Kleine in Dankbarkeit die rauhe Arbeitshand. Dem Clemens wurde so wundersam zumute. Er hörte ein Klingen und Singen, ein Fiedeln und Geigen. Und dann rüttelt ihn jemand an der Schulter. Er schlug die Augen auf. „He, Clemens," riefen die Bergleute, „bist du krank, du liegst hier in den Kohlen und vergißt das Aufstehen, die Mittagspause ist lang vorüber." Da stand er auf und dachte während der Arbeit nur immer an seinen roten Rosenstock daheim. Als er am Abend von der Schicht nach Hause kam, stand der Strauch in voller Blüte. Clemens öffnete das Fenster und ließ den süßen Duft ins Krankenstübchen. Am nächsten Morgen schnitt er die schönste Blüte heraus und stellte sie in einem Glase mit Wasser an das Bett seiner Frau. Die sah ihn mit dankbaren Augen an. Dann ging der Mann in den Garten, hob den Strauch mit dem Wurzelballen aus der Erde und fuhr ins Bergwerk ein. Die Kameraden wunderten sich zwar sehr, aber sie wollten den Freund nicht fragen. Er war so seltsam heute. „Vielleicht hat er einen Berggeist gesehen und muß sterben," dachten sie.

Als Clemens an seine Arbeitsstelle kam, trat der Berggeist aus der schwarzen Wand hervor, und viele kleine Berggeistlein folgten ihm. Die machten sich sogleich an die Arbeit. „Komm Freund," sprach der Kleine, „diese hier werden inzwischen deine Arbeit

Heinz Sladkowski Muschi

tun, du aber sollst deinen Rosenstock unserer Königin selber bringen." Er schritt voran, und Clemens folgte ihm durch das Kohlentor. Da standen sie wieder im schwarzen Garten. Inmitten der Blumen lag die Königin auf einem weichen Ruhebett. Der Bergmann trat herzu, beugte ein Knie vor ihr und reichte ihr seine Gabe. „Rosen, Rosenduft," flüsterte die Frau. Langsam schlug sie die Augen auf und bog die blühenden Zweige zu sich herab. In vollen Zügen sog sie den süßen Duft ein. Dann schaute sie dem Bergmann in die Augen. „Clemens," schrie sie," und noch einmal „Clemens, Bruder." Und der Bruder umarmte die Schwester, die vor so vielen Jahren von der Wiese verschwunden war, ohne daß sie jemals wieder gesehen worden wäre. Hier unten also lebte sie. Nun mußte er sich neben seine Schwester auf die weichen Kissen setzen und ihr erzählen, was sich in all den Jahren auf der Erde zugetragen hatte. Auch von seiner kranken Frau erzählte der Bruder. Endlich berührte das Berggeistlein Clemens am Knie und mahnte mit Freudentränen in den Augen: „Es ist Zeit, die Schicht ist gleich vorüber, und du mußt zur Erde zurück."

Da trennten sich die Geschwister schweren Herzens. „Im nächsten Jahr", riefen sie sich zu, „im nächsten Jahr, wenn die Rosen wieder blühen." Dann schlief er ein. Als er erwachte, kamen gerade die anderen Arbeiter von ihren Arbeitsstellen. Clemens mischte sich unter sie und fuhr mit ihnen zur Erde hinauf.

Über eine Zeit, als in allen Gärten schon die Rosen verblüht waren, fand Clemens auch seinen Rosenstock wieder vor seinem Haus. Die Blüten waren verwelkt und abgefallen. Nur eine einzige Knospe stand noch auf ihrem Stengel. Und die war kohlschwarz. Als aber Clemens am nächsten Morgen zur Arbeit schritt und im Vorübergehen die schwarze Rose vom Schacht betrachten wollte, da hatte sie sich geöffnet. In ihrem Innern leuchtete und funkelte ein Diamant von solcher Schönheit und Größe, daß Clemens vom Goldkaufman so viel Geld dafür erhielt, daß er seine kranke Frau in ein Bad schicken konnte. Dort wurde sie gesund.

Jedes Jahr zur Rosenzeit trug Clemens alle Rosen bis auf eine, die seine Frau erhielt, hinab zur Schwester in den Berggarten. So lange Clemens lebte, lebte auch die Bergfrau, und als Clemens die Augen schloß, starb auch der Rosenstrauch und die Bergkönigin, die ein Menschenkind war und sich totsehnte nach den bunten Blumen der Erde.

Onkel Eppeepee*
oder
Das Dreimäderlhaus von Preiskretscham

Von Angela Goiny-Prelinger

Natürlich hieß der Onkel nicht wirklich, sondern nur in unserer Kindersprache so und eigentlich war er auch garnicht unser Onkel, sondern unser Urgroßonkel, der Held der häufigen Märchenstunden mit Tante Talchen, vielmehr Großtante Natalie. In Wahrheit hieß er ja Dr. Augustin Breitscheidl und war Erzpriester in Peiskretscham. Kennt Ihr ihn noch, Ihr lieben Peiskretschamer, kennt Ihr ihn noch? Die Patriarchen unter Euch vielleicht doch, denn dies erscheint mir die Haupteigenschaft des Völkchens in der kleinen Grenzprovinz: es vergißt so leicht nicht. Übrigens am alten Laurentiuskirchhof kündet ein verwittert Kreuz noch heut seinen Namen, obgleich er sich schon vor undenklichen Zeiten zur Ruhe begeben hat, so in den siebziger Jahren mag das gewesen sein. Doch noch im neuen Jahrhundert war er mit Hochachtung viel genannt, der Name, der mit nimmermüder Erzählerphantasie in unser, in mein und meiner Geschwister Herz eingestanzt wurde als der Name eines wirklich großen Menschenexemplares. Nicht nur körperlich großen versteht sich. Und Talchen, die älteste seiner Nichten, mußte es doch wissen, hatte sie doch wahrlich Gelegenheit gehabt, des Onkels Haupt- und Nebentugenden zu prüfen, in den langen Jahren, da sie mit ihren Schwestern das alte Pfarrhaus unsicher — das kann man sagen — gemacht hatte.

Indeß, wenn Onkel Eppeepee Talchens Schutz und Erzieher schon in ihrer Jugend war, so war er in ihren alten Tagen oft ihre einzige Rettung. Und das, obgleich er doch schon so lange ins ewige Wochenend eingegangen war.

Zugleich rettete er aber auch uns Kinder aus vielen Lebens- und sonstigen Gefahren. Zum Beispiel an jener Eisenbahnbrücke im Goywäldchen bei Beuthen, an welcher nicht nur der Promenadenweg, sondern auch zugleich der an dieser Stelle nicht seichte Iserbach überquert ist. Denn nicht ließen wir uns abschrecken, diese Überführung im Laufschritt zu erklimmen und im Galopp runter zu sausen durch die furchtbare Drohung aus Tantens Mund:

„Ich geb Euch a paar Schubs!"

Und wenn wir, lediglich um Tantchen Emotionen zu verschaffen, vom Heuboden auf das unten geschichtete Heu runter sprangen, so hinderten uns dabei weder ihre blutrünstigen Schilderungen bevorstehender Beinbrüche, noch die beabsichtigte Verweigerung

* In unserem vorjährigen Preisausschreiben „Oberschlesische Kurzgeschichten und Schilderungen" ausgezeichnet.

unseres Lieblingsfisches, des Bücklings. Ach, da mußte das Talchen schon andere Geschütze auffahren lassen als „a paar Schubs" und geräucherte Fischleichen.

„Runter oder ich erzähl nie wieder etwas vom Onkel Erzpriester!!"

Das zündete. Und im Handumdrehen sind aus Karl May Jüngern richtige Heiligenkandidaten geworden, die nicht mal ne lumpige lange Nase mehr übrig haben für Passanten und andere Compatrioten. Die sagenumsponnene Figur des Onkels hatte unseren Ahnenstolz entfacht. Aus dem respektvollen Ton der Erzählerin, sowie aus dem Titel „Erz"priester hatten wir entnommen, daß es sich um ein ganz besonders hohes Tier handeln müsse. Erzpriester hing vielleicht mit Erzbischof, sicher aber mit Erzherzog zusammen. Außerdem war auch die Art des Erzählens der greisen Interpretin von Onkel Eppeepees Tugenden so lebhaft und anschaulich, daß wir nie genug bekamen. Im Winter mußte zu dieser „Feuermärchenstunde", wie wir sie in einer poetischen Anwallung tauften, das Ofentürchen geöffnet werden und im Ofen drin hatte es pflichtschuldigst zu prasseln und zu rasseln. Und „Adlerkralle" und „das gefährliche Wisent" und „Präriedistel" und die „erfrorene Rose" schlugen mitsamst ihrer Großtante „der wilden squaw" ihren Wigwam vor dem Lagerfeuer auf, natürlich unter Ausschaltung des — pfui — elektrischen Lichtes. Im Sommer allerdings genügte ein Wachsstock, den Reiz der Situation zu erhöhen. Und aus diesem mit Spannung und dankbarer Erinnerung geladenen Halbdunkel erstieg Peiskretscham, das gemütliche kleine oberschlesische Städtchen, erstieg sein uraltes Pfarrhaus, erstiegen die 3 Mädel, die darin lebten und strebten und erstieg der Onkel selber.

Er hatte sie nämlich ins warme Pfarrhaus geholt, als sie, nach dem Tode der Eltern, nestlos geworden waren, die 3 Mädel. Aber nicht etwa, daß ich einem so ernsten Gebäude Operettentitel gebe, sondern, . . . nun man wird ja sehen. Und die drei Schwestern haben es sich bald sehr gemütlich gemacht. Die Scheu vor der hohen, wenn auch verwandten Geistlichkeit, wurde durch das Entgegenkommen der Bürgerschaft des Miniaturstädtchens wieder ausgeglichen. Man hatte anscheinend Freude mit den „Drei Mädeln von der Pfarre". — „Die Kernschen", wie man sie anfangs auch gern mit ihres Vaters Namen nannte. Aber bald wurden sie schlechtweg nur noch überall mit den Vornamen gerufen.

Das Talchen,
das Milchen und
das Tinchen.

Das Talchen war das älteste, das Milchen das gescheiteste, das Tinchen aber das schönste der drei Mägdelein. Jeder im Ort kannte sie natürlich, zuerst als schwarz gekleidete Nippesfigürchen, dann bald als Schulkinder und so weiter. Lieblich waren sie anzusehen in ihrer ewig kichernden, ewig gut gelaunten, ewig unternehmenden blonden

Jugend. Die oft genug das vordem so stille Pfarrhaus auf den Kopf stellten, den Onkel zwar noch lange nicht aus dem Konzept seiner gelehrten Forschungen brachten, ihm aber doch Sonnenschein bis ins buchreiche Studierzimmer, ja bis ins ach so einsame Herz zauberten, und ihm, dem großen Kinderfreund, dessen Beruf Verzicht verlangte, Vaterfreuden schenkten, für die er, das hat er später oft geäußert, seinem Schicksal dankbar war. Nebenbei: Die Vater leiden ersparte ihm die alte Hanne, seine Wirtschafterin. Denn petzen, nein, das tat sie nicht. Wuchsen davon die Pfirsiche am Spalier wieder an, oder kamen davon die gesamten Küchenutensilien vom Kastanienbaum wieder runter?? Oder rannte davon die Bache (so sagte man damals für Bach) wieder in ihr altes Bett zurück, das sie einst dem Müller abgraben wollten, da er Strafe verdient hatte!! Ach, es waren wohl lose Dinger, die drei Mägdelein. Und Talchen, das älteste, Milchen das gescheiteste, Tinchen aber das schönste unter ihnen.

Freilich, der Herr Onkel war eigentlich recht streng. Der „Herr" Onkel jawohl. „Per Sie" mußten seine Nichten ihn anreden und mit „Herr" Onkel. Aber von Kindheit daran gewöhnt, hatte die onkliche Steife ihre abkühlende Wirkung verloren. Auch fanden sie, daß er, der Inbegriff aller Gelehrsamkeit, beherrschte er doch das Hebräische wie das Griechische, las die Bibel und die Upanishaden im Urtext, ganz zu schweigen vom Lateinischen, na, das war ja auch garnichts, das konnte ja auch der Herr Kaplan und der Apotheker malte es auf Porzellantöpfe, also daß ein solcher Onkel wohl ein „Herr" Onkel sei. Überdies war er aber auch selbstverständlich der Inbegriff aller Tugenden, vor allem der Bescheidenheit, denn trotz allen Ansehens und trotzdem sein Rat und Urteil in allem so gesucht waren, wich er von seinem einfachen Lebenswandel nicht ab, jeden überflüssigen Groschen mit den Ortsarmen teilend.

Und zu all seiner Seelsorgetätigkeit und seinen anderen geistigen Arbeiten, zu all diesem hatte er sich noch die drei Quälgeister aufgeladen — nein, er war der beste Mensch seit Adam und Eva. Das Milchen hat das gesagt, und da das Milchen das Gescheiteste war, können wir es ihr getrost glauben.

Die Zeit vergeht schließlich selbst in Peiskretscham und auf einmal waren die Drei so etwas wie junge Damen. Das Talchen das älteste, das Milchen das gescheiteste, das Tinchen aber das schönste Dämchen. Die beiden älteren waren bescheiden und anspruchslos nach der Devise ihres Herrn Onkels „Nichts für Dich, aber alles für die Andern." Das Tinchen aber, es muß gesagt sein, obgleich dem Tinchen später die Ehre widerfuhr, meine Großmutter zu werden, das Tinchen war das Eitelste. Ein Kleid z. B. trug das Tinchen ausgeschlossen länger als 3 Jahre. „Beauté oblige" sagte das Milchen und kaufte dem Tinchen das Neue unter Verzicht auf den eigenen Hut und das Talchen besteckte es mit der eigenen ganz echten Silberbrosche. Ach ja, es war eitel, das Tinchen, aber folgsam trotz allem Milchens Wort, wie überhaupt so leicht keiner gewagt

hätte, dem Milchen den Gehorsam zu verweigern. Selbst der Herr Onkel trank die vorgeschriebenen Tropfen, wenn das Nichtchen kommandierte. Und wo hätte er den Mut hernehmen sollen aufzumucken wenn, wie so oft, die kleine Despotin nach Mitternacht im Studio erschien, den Leuchter ergriff und seinen Arbeiten Einhalt gebietend mit Energie sagte:

„Morgen ist auch noch ein Tag! Gut Nacht, Herr Onkel!"

Sprachs und verschwand mit dem Leuchter. Und lachend fiel ein glücklicher Onkel auf das Lager, das er früh allerdings besonders eilig verließ, da der alten Hanne allein ein Aufwecken der drei Dämchen selten gelang. Aber schließlich wurden sie doch mal munter und beim Frühstück konnten sie schon mit dem Herrn Kaplan um die Wette wettern, wer denn schon wieder die Zeitung von voriger Woche dem Herrn Kaplan hingelegt habe. Schrecklich! Jahraus, jahrein dieselbe Geschichte, dreimal in der Woche, ohne daß der Herr Kaplan den Braten roch. Ich sage dreimal in der Woche, die anderen viermal war auf unerklärliche Weise immer in der Zuckerdose — Kochsalz. Und dies, ohne daß der ältere und sehr kurzsichtige, einigermaßen zur Ungeduld neigende, aber gutmütige Herr je das Rätsel gelöst hat. Der Onkel war noch in der Kirche und Hanne, wie gesagt, petzte nicht.

In dieses Idyll, nach der Melodie: „Und fest zu glauben in törichtem Traum, daß es ewig, ewig so bliebe . . ." flattert ein gewichtiges Schreiben: Eminenz sagen sich an. Auf der Durchreise nach Janernig.

Der Fürstbischof, der Kardinal! Hanne bestellt zwei große Schrubber und das neueste Kochbuch. Das Talchen lernt Kränze zu winden, das Tinchen bespricht den blumenstreuenden Umzug durchs Städtl. Nur das Milchen geriet in Verlegenheit, denn auf so hohe Gäste war es nicht gestimmt. Ein Fürst, man denke! Noch dazu ein Kardinal. So prominente Gäste hatte die alte Pfarre zu ihrer Zeit noch nicht gesehen. Denn die Grafen Ballestrem oder die Goradzes oder die Kamminitzer Strachwitzens zählten nicht, die waren zum Teil Onkels Studiengenossen oder Patronatsherren, zum anderen Teil suchten sie seinen Rat und Beistand. Und während das ganze Städtchen von nichts anderem sprach als von dem hohen Besuch, ja sogar die Mägde unterhielten sich abends am Ziehbrunnen unter den Eichen davon, reflektiert das Milchen: Was sagt Eminenz zu drei losen Dingern?? Flugs wurden alle Schelmereien tief bereut, aber wer weiß, ob sie nicht schon bis Breslau gedrungen waren? Ein Fürstbischof weiß gewiß alles. Ihm bleiben Steine, die man dem reichen Juden Salomon ins Fenster wirft, gewiß nicht verborgen, und ob Eminenz es gern sieht, daß die Drei schon zu Hochzeiten gehen?? Aber sie waren ja schon 16, 17 und 18 Jahre alt. Und der Onkel hatte es erlaubt, freilich mußte man gegen 10 Uhr sich bei ihm als heimgekehrt melden. Doch sicher sieht ein Kardinal, wie drei lose Dinger gegen 10½ durchs Fenster sich zwängen und, die Krinoline hochge-

schlagen, am Spalier runter klettern, um nochmals zur Feier zu eilen, diesmal bis ein Uhr. Am Ende war das überhaupt der Grund der Herreise! Ganz sicher war er das, denn Peiskretscham liegt durchaus nicht auf der Strecke nach Jauernig. Und nun hatten die 3 Jungfräuleins den Spaß am Herrn Kardinal verloren. Denn man konnte ihm doch nicht gut sagen, Eminenz gucken Sie nur, wie gesund die alte Meiern und der Schuster Nowakowski jetzt sind. Haben wir gepflegt. Und für die Waisenkinder Kuchalla haben wir das Geld gesammelt, daß sie zur Ausbildung als Tischler bezw. Schmied brauchten. Und wenn auch der Onkel dem alten Butzek das „künstliche Bein" gestiftet hat, wir haben ihm seine neuen Hemden genäht. Und, Eminenz, die Kinder von der alten Waschfrau Karlinka, die verwahrlosesten der Stadt, haben wir so artig — geprügelt. Und den Salomon haben wir vielleicht garnicht getroffen, vielmehr seine Fenster. (Im Vertrauen: sie hatten.) Aber, Eminenz, er hat Strafe verdient, erlaubt er sich doch öfter, bei den gemeinsamen hebräischen Übersetzungen eine andere Meinung zu haben als der Herr Onkel. Und, Eminenz, sehen Sie nur die ganze geistliche Wäsche und die kostbaren Umhänge, wie sauber gestopft. Nicht für teures Kirchengeld in einem Stopfinstitut, sondern von unserer Hand. Ganz umsonst.

Aber kann man so etwas einem Kardinal so ganz einfach mir nichts Dir nichts ins Gesicht schleudern?? Und so soll das Milchen damals allen Ernstes einen Brief an das Fürstbischöfliche Amt erwogen haben, um die Vorzüge der Kern'schen so recht ins gute Licht zu setzen. Anonym natürlich. Jedoch, da alle drei Waisen aus dem untergehenden Abendlande nicht wußten, wie man solch Schriftstück zu Wege bringt, wurde es schließlich unterlassen. Und man muß sagen, es ist ein wahrer Jammer, wie man Kardinäle um ihre Vergnügen bringt. Aber das Milchen sagte zur Hanne, daß ein Kardinal nur aus der Ferne etwas Hohes und Herrliches sei, in der Nähe sei er nämlich etwas zum Fürchten. Die alte Hanne bekreuzte sich und bestellte ¼ Zentner Schmierseife für die 14 heiligen Nothelfer, die sie sonst so gern vergaß. Und das Tinchen gab das herrliche, vom Herrn Lehrer eigens dazu angefertigte Gedicht Apothekers Mickerle und man suchte dem Herrn Onkel begreiflich zu machen, daß man nicht würdig sei, an einem Tisch mit einem Kirchenfürsten zu speisen, trotz der neuen Bareschekleider. Der Onkel erlaubte mit gütigem Lächeln ihr Fernbleiben, denn er wußte längst, daß, wenn auch alle Tugenden der Welt seine Nichten ziere, die einzige Untugend doch noch größer war als alles andere, die übergroße Ängstlichkeit vor Fremden. Da blieb es denn dabei, und im Festsaal speiste die Haute vôlée des Städtchens und der Umgebung mit Eminenz, nicht aber die drei Pfarrmädl. Nach Tisch erging sich die hohe Fürstlichkeit im schönen Pfarrgarten. Von oben beobachteten dies sechs blaue aufgerissene Augen. Und das Tinchen wollte sich doch noch näher überzeugen, daß auch irdische Züge, nämlich Rauchzüge, einen Kardinal zieren und beugt sich zum Fenster raus. „Ach, es ist wohl wahr,"

erzählte das Talchen noch, als es längst Großtante war, „ein Kardinal hat seine Augen überall und so ist es kein Wunder, daß ihm das Tinchen, das zudem noch kreischend zurückfährt, nicht entgeht." Und das Tinchen war das schönste der Mägdelein.

Dann wurde der Mokka gereicht, den Eminenz mit dem Onkel allein nahm. Und hätte die alte Hanne nicht das Einschenken besorgt, nie hätten wir erfahren, worin die Konversation der hohen Herren bestand, die ausnahmsweise in deutscher Sprache stattfand. Ansonsten pflegte der Herr Onkel nämlich in freundlicher Menschenkenntnis sich zu Hannens größtem Kummer, wo angängig, der lateinischen Sprache zu bedienen. — Atemlos wiederholte die Hanne dann oben im Dreimädelzimmer:

Der hochfürstliche Herr Kardinalbischof hat gesagt: „Wer ist denn das schöne Mädl, das zum Fenster raussah?" hat er gesagt.

Hochwürden, der Herr Erzpriester, haben geantwortet: „Das muß eine meiner Nichten gewesen sein. Die Kinder meiner Schwester, Vollwaisen, die viel Freude zu uns Alten bringen und mit der Gemeinde stehen sie auch auf sehr gutem Fuß," hat er gesagt.

Und der hochfürstlich Herr Kardinalsbischof hat gesagt: „Ein außerordentlich schönes Mädl," hat er gesagt.

Und dann hat er wieder getrunken. Und unser Onkel hat auch getrunken.

Mokka nämlich.

Und dann sagten sie nichts.

Und dann wieder nichts.

Und dann hat der Hochfürstliche getrunken. Und dann hat der Herr Erzpriester getrunken. Benediktiner nämlich.

Und dann sagte der Hochwürden, der Kardinal:

„Ihr Kaplan bekommt die Pfarre in X." Da hat unser Onkel gestrahlt, weil er sich gefreut hat. In seinem auf Selbstlosigkeit trainierten Wesen war natürlich kein Bedauern, die tüchtige Hilfskraft zu verlieren. Nein, dem immerhin aus dem Schneider lange raus gekommenen Herrn war der eigene Wirkungskreis zu gönnen. Aber daran anschließend kamen natürlich die Gedanken an den Nachfolger. Himmel, der wird, der kann, der muß doch jung . . .

„Ja," sagte der Onkel darum nur einfach. „Und meinen Nichten werde ich ein Haus kaufen."

Und in fröhlichster Stimmung fuhr die Eminenz nach dem üblichen, diesmal aber besonders herzlichen Bruderkuß davon.

Umd der Onkel Eppeepee kaufte das Haus, welches das Dreimäderlhaus von Peiskretscham zu nennen ich mir erlaube. Wie es aussah, interessierte die Drei, die es anging, garnicht. Sie haßten es und wollten es sowieso anzünden. Doch eines schönen Herbstabends konnte man drei blaße kleine Mädl in schwarzen Umschlagtüchern über braunen Krinolinkleidern, die Hüte arg schief auf den Puffscheiteln, die Riesenpompadours gefüllt mit Andenken das Pfarrhaus verlassen sehen, begleitet von einer großen hageren

Mannsgestalt, die, das weiße Haar vom Winde bewegt, ebenfalls in Schneckentempo dem neu erworbenen Hause zustrebt. Vom Fenster winkt die weinende Hanne, aber niemand dreht sich um. Übrigens keine Träne aus den Augen der Mädl tränkt den Boden des wirklich nicht langen Weges. Wenn man einen Onkel Eppeepee zum Erzieher hat, ist man tapfer.

So hielten die drei, zum zweiten Mal nestlos Gewordenen Auszug aus ihrer Kindheit Paradies und Einzug ins Dreimäderlhaus, allwo sie Kränze und „Mit Gott" und „Willkommen" freundlich empfingen. Aber als der Onkel mit seltsamer Stimme „Gott segne Euch, Ihr lieben Kinder!" sagte, war es vorbei auch mit der Mädchen straffen Haltung. Und dem greisen Diener Gottes, der sich in jungen Jahren kein einziges Mädl zu nah kommen lassen durfte, hingen nun in seinen alten Tagen gleich drei blühende Geschöpfe am Halse und drückten ihn vor Liebe und wollten ihn nicht lassen. Und er wollte sie auch nicht lassen, die in den Jahren seines Herzens Kinder geworden waren. Aber bald raffte man sich doch zusammen, denn — wenn man einen Onkel Eppeepee zum Erzieher hatte, ist man tapfer. Dann sagte der alte Herr:

„So Gott will, vertreibt Euch hier keiner."

Und damit legte er den Grund zu der immer größer werdenden Anhänglichkeit der drei Mädl an ihr kleines Häusl. Was war es aber auch für ein schmuckes Heim! Der Hausrat war der ihrer Eltern, wunderherrlich aufgeputzt. Der große Sessel hatte neue Ohrenklappen bekommen.

„Für mich," sagte der Onkel, „denn ich nehme jeden Tag die Vesper hier ein." Und das Sofa war mit neuen Porzellanknöpfen geschmückt. Und der alte Sekretär war wieder verschließbar. Und am Fenster waren die alten Fuchsien und Geranien „von drüben", wie sie jetzt immer das Pfarrhaus nannten. Und der Karo war da und die eigene Aufzucht der jungen Enten und Hühnchen. Und ein großer Garten. Und das ganze Städtl kam Willkommen wünschen und gewöhnte sich langsam dran, den Weg ins Dreimädelhaus zu nehmen. Und wie gut konnte man bei Milchens kalten Kuchen sein Herz ausschütten, und wie vermochten die Mädl bei Tinchens Johannisbeerwein sanft zu trösten und bei Talchens Blaubeerschnaps erhielt man die besten Ratschläge. Jedermann war willkommen in dem kleinen Waisenhaus. Die Komtesse Ballestrem wie die Waschfrau Karlinka und die Küsterslente nicht weniger als Bürgermeisters. Häufig auch alle auf einmal. Wobei dann das Milchen der Komtesse Anna die Karlinka als Waschfrau und der Bürgermeisterin die Küstertochter als Stütze der Hausfrau und später auch umgekehrt andrehte. Denn das Milchen war das Gescheiteste.

So das Leben und Treiben im Dreimädelhaus von Peiskretscham. Und da sich kein Rudolph Hans Bartsch fand, es zu verherrlichen, laßt mich sein Barde sein. Denn nicht wahr, es wäre schade, die Helden dieses oberschlesischen Idylls der Nachbiedermeierzeit ganz der Vergessenheit anheimfallen zu lassen?

Heinz Sladkowski — Radler

Heinz Sladkowski — Oberschlesische Mädchen

Sankt Joseph

Von Paul Claudel

Wann alle Werkgeräte an ihrem Abendplatze ruhen, und das Tagewerk zu Ende ist und vollbracht,
Wann vom Gebirg Karmel zum Jordan hin Israel in dem Korne schläft und in der Nacht,
Tritt Joseph, wie vorlängst, da er noch jung gewesen, und es unterdessen Abend und zum Lesen schon zu finster ward,
In Gottes Unterredung ein, dieweil ein langer Seufzer fährt in seinen braunen Bart.
Er hat die Weisheit auserkorn. Nun führt man sie herzu, damit er sich ihr anvertrau'.
Er schweigt, gleichwie die Welt zur Stunde, da herniederrinnt der klare Morgentau.
Er ist in Hüll' und Füll' und in der Nacht. Er läßt sich's wohl sein bei der Freude und der Wahrheit Glanz.
Maria ist sein Eigentum, und er umgibt sie ganz.
Nicht eines einzigen Tags geschah's, da er vernahm, er würde fürder nicht allein mehr sein.
Da zog ein Weib in jede Kammer dieses väterlichen und bedächtigen Herzens ein.
Und abermals ist er mit Eva in dem Paradies.
Dies Lächeln, das die Menschen brauchen, siehet Joseph an: holdselig, fromm und süß.
Es ist nicht mehr dasselbe Taggebet, und nicht das alte Harren mehr, seitdem er milde spürt,
Wie ihn, gleich einer sanften Hand, dieses unschuldige, tiefe Wesen hält und liebreich führt.
Es ist nicht mehr der nackende Glaube in der Nacht, die Liebe ist es, die erkläret, wirkt und mißt.
Joseph ist mit Maria, wie Maria mit dem Vater ist.
Auch uns ... daß Gott, deß Hohe Werke über unseren Verstand gehn, endlich über Allem sei;
Damit Sein Licht vor unserer Lampe Schwalme nicht vergehe, noch Sein Wort vor unserer Lippen Hoffarts-Stammelei;
Damit der Mensch aufhöre, und Sein Reich komme, und Sein Wille gescheh';
Damit wir den wahrhaftigen Anfang wieder finden in der tiefen Wonnen Näh';
Damit das Meer sich sänftige, und Mariens Andacht quille,
(Sie hat das beste Teil erwählt!), daß Israel nicht länger widersteh':
Joseph, innrer Erzvater du, verhilf uns zu der Stille!

Deutsche Nachdichtung von Helmut Bartuschek.

Claudel ist ein bedeutender zeitgenössischer katholischer Dichter Frankreichs.

Letzte Feier

Von Georg Mahlich

Noch einmal lächle nun! Laß ein
Den glühend gelb und roten Schein
Der inbrunstvollen späten Tage!
Schon morgen jagt das Laub im Hage
Und Winde stürmen, wo du gehst.

Der letzten Rose Süßigkeit,
Das Gold und Blau der reifen Zeit
Nimm hin in diesen klaren Lüften,
Daß du an deiner Wünsche Grüften,
Den frühen, noch geblendet stehst!

Herbstlicher Abend

Von Georg Mahlich

Ein umgepflügtes Feld lag ganz
Verklärt im warmen Abendglanz,
Und überschön und träumend stand
Der Wald, als hinterm Hügelrand
Die Sonne singend weiterging.
Nur eine sel'ge Wolke hing
Im Gold und sah ihr nach noch lang.
Doch als auch sie ganz still verklang,
Da zogen oben Krähen hin.
Sie schrieen von des Herbsts Beginn
Und riefen einen Stern. Und bald
Flimmerte der fremd und kalt.

Heinz Sladkowski

Ein Brief

Von Bernhard Stephan

Es ist immer eine besondere Freude, in die Arbeit schaffender Menschen blicken zu dürfen. Aber es ist oft auch schwer, darüber dann abschließend ein Resumée zu geben, also gleichsam eine Formulierung und Einengung dessen, was einem als lebendiges Werden entgegentrat. So möchte ich Sie, verehrter Herr Sladkowski, indem ich im „Oberschlesier" über Sie schreibe, bitten, meine Zeilen nicht anders aufzufassen, als Aufzeichnungen, die man sich nach einem ersten Besuche ganz persönlich macht und die man wohl auch einem Dritten schreiben darf.

Mir blieb aus unserem Gespräch, noch zusammen mit Freund Sczodrok, in Erinnerung, wie Sie die alte Bibel Ihrer Mutter aus dem Schrank holten — wir waren auf Fragen religiöser Kunst zu sprechen gekommen — und uns die Bilder in der Bibel zeigten, von denen Sie sich eines starken noch wirksamen Eindrucks entsannen. Da waren Stiche nach Raffael und anderen Meistern der Renaissance, weiter genrehafte, redselige Bilder, wie sie die populären illustrierten Schriften des 19. Jahrhunderts gerne boten, dann aber die seltsamen, fast magischen Darstellungen der im Herzen des Volkes lebenden Gnadenmadonnen in Oberschlesien und jenseits der Grenze, in kostbar gezierten Mänteln, mit dem unbeholfenen und doch so ergreifenden Ausdruck ihrer Wunderhaftigkeit. Ich hatte soeben Ihre Pieta gesehen, das Bild, das Sie kürzlich beendet hatten, und, indem doch nichts der äußeren Formen übereinstimmte, waren wir damit ja auch bei solch einem Kirchenbilde, bei einer Legende, und bei einer einfachen stillen und wieder ergreifenden Wirkung. Das erschien mir wesentlicher als etwa, ob das Bild in der Tat schon eine ganz volle Lösung sei.

Ihre früheren Arbeiten waren, wenn ich das einfügen darf, aus einem anderen Gefühl hervorgegangen, viele Ihrer Arbeiten, denn in Ihnen brannte ja die Farbe, die glühende und die dunkle! So war Ihr Radler, der mir gefiel, dann die Pferdegespanne, mit dem mitleidenden Verstehen der gelassen duldenden Kreatur, aber auch die anderen Zeichnungen voll der Wildheit der sich bäumenden Rosse — Sie hätten sie überwunden, und vor Ihnen stiege in großen Konturen auf die Vorstellung einer reineren erlösten Kunst des Vertrauens und der Milde, so sagten Sie, und wie doch die ganze Welt außen und innen sich sammeln ließe in das Bild einer anderen Andacht, von der Sie meinten, daß die Pieta doch vielleicht schon am Anfang stünde.

Übrigens haben Sie mir, wofür ich Ihnen sehr danke, auch Ihre autodidaktischen

Bilder gezeigt, die vor den Akademiejahren, das kühne Selbstporträt, mit dem Sie, jugendlich, den alten Meistern nachzueifern keine Bedenken getragen hatten und das Schulhaus in Poppelau mit den harten Klängen von Ziegelrot, Grün und Blau, das Sie unbedingt nicht übermalen dürfen, die „farbigen Märchen" Ihrer Waldbilder, wie sie Willibald Köhler so gerne nennt, endlich auch die verzwickten späteren formalistischen Versuche, die Sie zum Abstrakten verleiten wollten — mit der Pieta verhält es sich doch anders, da ist nicht nur das Hirn im Spiele, da sind die beiden Pole ihres Wesens nicht gegen einander. Sie haben oft einen schweren Kampf, das sagten Sie mir auch selber. Ich denke an die Komposition der oberschlesischen Mädchen, da war die Form vielleicht doch noch Tyrann.

Aber Sie werden ihr nicht erliegen. Die Farbe wird in Ihnen lebendig bleiben. Der slawische Blutquell, der ihr oberschlesisches Herz durchpulst, läßt Sie nicht im Stich. Die Madonnenbilder der alten Bibel sind ja nicht nur vor Ihren Augen. Heißes und Aufbrandendes hat vielleicht schon das Metall klar geschmolzen, das als schirmender Mantel Ihnen die Form spenden will.

Es wäre gut, wenn ich glauben dürfte, daß in meinen Worten etwas von dem ist, was Sie sich selbst und anderen mit Ihren Bildern sagen — ein Bruchteil davon. Das Ganze ist ja doch die Aufgabe unseres Lebens und wem bekannt?

Anmerkung: Heinz Sladkowski wurde am 4. 9. 1892 am Rande der großen oberschlesischen Industriezentrale Königshütte geboren und wirkt z. Zt. als Zeichenlehrer an der Ober-Realschule in Oppeln. Auf der Breslauer Kunstakademie waren vor allem Prof. Otto Mueller und Prof. Arnold Busch seine Lehrer, besonders Prof. Mueller vermittelte ihm wesentliche Eindrücke.

Jahresausstellung 1929
des Bundes für bildende Kunst in Oberschlesien

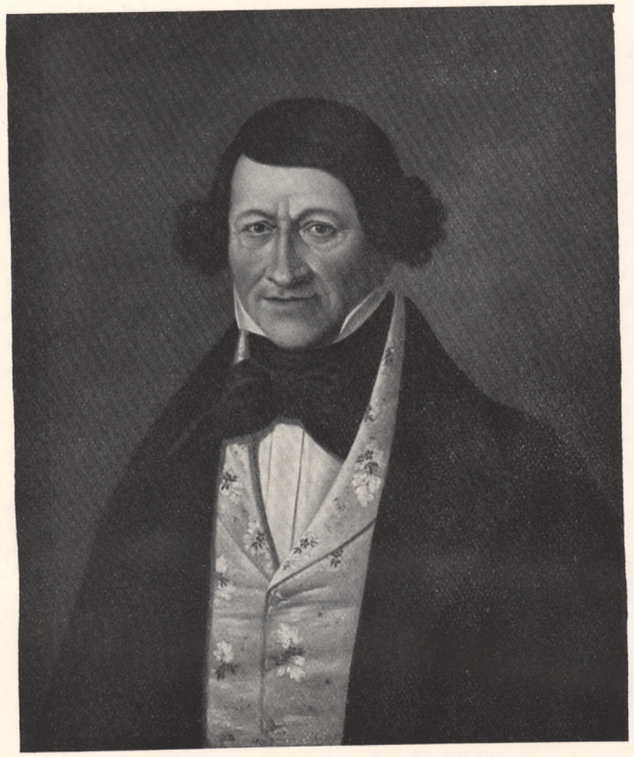
Städtische Berufsschule in Oppeln

Oppeln hat einige recht gute Kunstausstellungen im Kunstsalon Glauer bisher gehabt. Der Bund für bildende Kunst in Oberschlesien stellt aber erstmalig in Oppeln aus, was dem ersten Vorsitzenden des Bundes, Herrn Stadtbaurat Schmidt in Oppeln, zu danken ist. Die Eröffnung trug deshalb auch den Charakter einer besonderen Feier.

In einer Ausstellung, die ihre Beiträge von Angehörigen aus einem bestimmten landschaftlichen Umkreis sammelt, wird man nach dem Ausdruck der Kräfte dieser Landschaft suchen, mögen sie elementarer oder in mannigfacher Umgestaltung sich zu erkennen geben. Man wird die Dokumente der Entwickelung ebenso beachten müssen, wie das, was sich reif herausstellt. Man wird aber auch nicht der Täuschung unterliegen dürfen, als ob die landschaftliche Verbundenheit sich immer gleichsam auf den ersten Blick offenbaren müsse. Welche Verwandlung und Umschmelzung zeigt sich oft, wie fein sind die Verästelungen, in die sich das Erbe des Blutes und der Landschaft verzweigt.

Wie weitgehend von oberschlesischer Kunst bildkünstlerische Probleme der jüngsten Gegenwart ergriffen sind, zeigen die Gestaltungen von Gerhard Neumann-Cosel, der mit besonderem Gefühl für das Gleichgewicht in der Nüance die abstrakte Komposition pflegt. Es sind fast traumwandlerisch sichere Anfänge und die Frage bleibt nicht aus, ob das, was gewiß noch mehr oder weniger von außen wahlverwandt aufgenommen ist, auch aus Eigenem wirken werde. Eine viel schwerwiegendere geistige Auseinandersetzung ist in der künstlerischen Arbeit von Max Odoy-Breslau zu erblicken. Seine kritische, gleichsam einen letzten Extrakt suchende Veranlagung verleugnet gelegentlich das Konkrete und gelangt dann zur Stilisierung. Seinen Bildern bleibt aber trotzdessen bisweilen etwas zart lyrisch Geformtes, der gedanklichen Stimmung mancher Gedichte des späten Eichendorff nicht fern. Oder man denkt an die Romantik eines Overbeck. Mit welcher Unerbittlichkeit ringt sein „Frauenbildnis" um gültige Form. Bei Max Reimitz-Sagan ein Gegenspiel, aber wie aus zweiter Hand. Auch die „Flußlandschaft" von Bernhard Hönig-Hindenburg scheint da zu stehen, sie tritt hinter dem sich auf ganz eigene sichere Empfindung ververlassenden „Winter im Bergdorf" zurück. Der Seele der Landschaft nahe ist auch Fritz Herolds-Patschkau sympathisches Bild „Aus dem Altvater", wenn auch die Farbe der räumlich-linearen Umsetzung nicht ganz die Wage hält. Einen Übergang, vielleicht auch ein Schwanken zwischen einer mehr malerischen Einstellung und dem Sinn einer neuen Gegenständlichkeit zeigen die Bilder Alexander Bernhard Hoffmanns-Breslau. Seine „Stilleben" verleugnen zu viel von dem, was das „Selbstbildnis", trotz etwas gesuchter Pose, erfüllt. Es hat einheitliche malerische Qualität. Auf ganz sicherem Grunde stehen die Landschaften von Hans Zimbal-Breslau, etwas lastend die Komposition in „Die Elbe im Sandsteingebirge". In klarer Disziplinierung der gestaltenden Mittel heben sich zugleich in absoluter malerischer Freiheit Georg Nerlichs-Breslau „Fischstilleben", mit ihrer auf wenige Töne abgestimmten Palette, hervor, die Komposition in elastischer Spannung. Dieselbe feine Grauweiß-Stimmung der „Stilleben" hat auch die „Oderbrücke in Oppeln" und das „Oppelner Stadtbild", eine zweite Fassung der im März-Heft 1927 des „Oberschlesier" abgebildeten „Stadt am Fluß". Einfach und überzeugend offenbart sich der eigentliche Untergrund seiner Kunst, erdhafte Verbundenheit — wie schwebend aber muß man dieses Wort schon nehmen! — und geistige Durchdringung, in der Ballade „Großstadtkirche" (1928).

Ludwig Peter Kowalski-Breslau stellt sechs Aquarelle aus, zumeist südliche Landschaften, gleichzeitig kommt er monumental zur Geltung durch die neuen Wandmalereien im Ausstellungsraum. Seine Wandbilder in der Aula der Berufsschule klären und erhöhen die Rhythmik des Raumes und geben insbesondere mit den nach Diktat an der Maschine schreibenden Mädchen prächtige Lebendigkeit! Wille zur Monumentalität, ganz anders sich auswirkend, ist auch in zwei Bildern von Franz Hoffmann-Beuthen, genährt und zugleich beunruhigt durch die Farbe. Mit mittelalterlichen Altartafeln vergleichbar suchen die beiden Bilder „Petrus" und „Paulus" eigenwillig eine Lösung des religiösen Andachtsbildes, wohl vorstellbar in einer der alten oberschlesischen Holzkirchen und doch aus gegenwärtiger Spannung erlebt. Merkwürdig, wie man an die leider nicht ausgestellte Pietà von Heinz Sladkowski erinnert wird, in der Tendenz, nicht im Formalen. Auch bei Sladkowski eine aus Gegensätzen zum Ausgleich strebende Zielsetzung. Sehr kräftig behauptet sich die „Lastenträgerin" von Alois Kowol-Berlin in der Ausstellung. In ihr ist ein selbstsicherer landschaftlicher Reflex vielleicht am stärksten sichtbar. Östliche Musik klingt aus der gelockerten Buntheit seines „Lumpensammlers". Die anderen Bilder, die Kowol noch ausgestellt hat, erscheinen als Vorstufen, so die „Erinnerung an die Bergelkirche in Oppeln", aus der die Lichterstimmung Achenbachscher Prozessionsbilder



Jonas Fränckel — Gemälde im Besitz der Kommerzienrat Fränckelschen Stiftungen zu Breslau

aufleuchtet. — Im übrigen herrscht sonst in der Ausstellung das aus der Farbe gewonnene Stimmungsbild vor, entweder zur farbigen Emanzipierung geführt, wie in recht frischer Weise beim „Oberschlesischen Arbeiter" von Walter Schoerner-Beuthen, oder als Impression, wie in den Landschaftsbildern von Johann Traugott Schmidt-Oppeln. Karl Platzeks-Kreuzburg „Heilige Nacht" und „Dalmatinische Landschaften" sind von ansprechender farblicher Eigenart. Auf farbliche, vielleicht zu prononciert technische Reize ist die Pietà von Paul Heyduck-Breslau gestellt, von weicher Farbbehandlung ist sein „Bildnis Dr. Finlay". Ferner ist sein bekanntes „Bildnis des Dichters Max Herrmann-Neisse" zu sehen.

Auf graphischem Gebiet, für das nur wenige Beispiele beigebracht sind, ist vor allem Ludwig Torkler-Oppeln zu nennen, der für die gute Gebrauchsgraphik eintritt. Sein Wirken dafür, daß nicht nur im Sonderfall auf künstlerische Gestaltung zu achten ist, sondern daß auch das, was jeder täglich zu sehen bekommt, wie insbesondere das Zeitungsinserat, ein künstlerisches Gesicht haben soll, verdient nachdrücklichst unterstrichen zu werden.

Unter den Plastiken hinterlassen die Ton- und Steinarbeiten, auch Reliefs und Plaketten, des Bayern M. Habersetzer, der soeben für die katholische Pfarrkirche in Creutzburgerhütte zwei Altäre geschaffen hat und als Gast ausstellt, einen tiefen Eindruck. Habersetzer hat als Maler begonnen und ist dann seiner eigentlichen Veranlagung folgend, zur Plastik übergegangen. Das gesteigerte innere Leben seiner Schöpfungen rechtfertigt aufs Schönste seine Arbeit an Aufgaben kirchlicher Kunst, an deren wirklicher Erneuerung so viel gelegen ist. Thomas Myrtek-Breslau bietet mit der „Porträtbüste" und dem „Mädchenkopf" Zeugnisse seiner abgeklärten Formanschauung, der „Porträtkopf" von Robert Bednorz-Breslau ist voll Unmittelbarkeit. Über Kurt Spribille-Oppeln läßt sich ein abschließendes Urteil noch nicht gewinnen, er hat sich mit guter Begabung der Porträtplastik zugewandt. Unter den von Julius Hoffmann-Ratibor ausgestellten Plastiken fällt der „Mädchenkopf" (Sandstein) völlig aus dem Rahmen seiner sonstigen Arbeiten heraus. Das schlanke Figürchen „Weiblicher Akt" in Bronze von ihm ist ganz ausgezeichnet. — Es ist schade, daß der Katalog der Ausstellung in Satz und Druck, auch in der Ausstattung so wenig befriedigt. B. St.

Oberschlesische Erde

Von Christine von Winkler

Sie wühlten dir im heilgen Mutterleibe,
Entweihten deine tiefste Scham,
Da wardst du scheu, gleich einem kranken Weibe,
Und unfruchtbar, und voller Gram.

Nun reckst du kahl der Halden graue Flanken,
Daran kein Hälmlein grünt, kein Kraut, —
Kein Ährenfeld mag mehr im Frühwind schwanken,
Wo schwer und grau die Rauchluft braut.

Doch wo sie deinen Leib noch nicht betastet,
Da blühst du, Mutter, doppelt hold,
Als ob dein Herz die Scham, die dich belastet,
In lauter Blühn vergessen wollt.

Jonas Fränckel*

Anläßlich des 75-jährigen Jubiläums des jüdisch-theologischen Seminars (Fraenckel'sche Stiftung) in Breslau

Von Michael Fraenkel, Breslau

Der dritte Band der Schles. Lebensbilder enthält die Biographie des Philanthropen Jonas Fränckel aus der Feder von Dr. Israel Rabin, dem Historiker auf dem Lehrstuhle des jüd.-theologischen Seminars. Der Autor war hierfür ganz besonders berufen, aus voller Quelle schöpfend, das vorhandene Material reichhaltiger Dokumente zu sichten und zu verwerten. Man darf es aussprechen, daß Rabin mit sichtlicher Hingabe und warmen Empfinden uns das Ergebnis einer eigenartigen Charakteristik in vollendeter Prägung vermittelte. Er führt uns zunächst ein anschauliches Bild der Zeitverhältnisse vor, unter denen damals unsere Glaubensgenossen ihr Leben fristeten, insbesondere behandelt er ihre trostlosen wirtschaftlichen Verhältnisse und den auf ihnen lastenden Druck, dem lediglich vereinzelte Schutzjuden entgingen, die durch die exponierte Stellung sowohl der Stammesgenossenschaft, wie den Regierenden gegenüber, Ansehen genossen. Die Familie von Jonas Fränckel entstammte einem durch Gelehrsamkeit, Gemeinsinn und Wohlstand berühmten Geschlecht, dessen Ursprung sich mit Sicherheit bis in das erste Drittel des 16. Jahrhunderts zurückverfolgen läßt und dessen Glieder den geistigen Adel unserer Glaubensgemeinde bildeten. Daß Zacharias Frankel, der erste Direktor des Seminars, in verwandtschaftlichen Beziehungen zu der Familie des Gründers stand, dürfte an dieser Stelle der Erwähnung wert sein. Die Brüder David und Jonas, erzogen im Geiste altjüdischer Tradition und wahrer Religiosität, bewahrten treulichst das überkommene Erbe der großen Ahnen; aber es hinderte nicht, daß besonders der jüngere Jonas, unter dem Einfluß der klugen Mutter den modernen Kulturgütern sein intensives Interesse zuwandte und späterhin durch größere Auslandsreisen seinen Gesichtskreis für die Realitäten des Lebens weitete und mit Scharfblick Lebenserfahrungen sammelte. Rabin versteht es in pointierten Sätzen ein scharf umrissenes Charakterbild von Jonas Fränckel, dem Großkaufmann, zu zeichnen, das durch ein von ihm aufgefundenes, bislang unveröffentlichtes Rechtsgutachten besonders überzeugend wirkt. Mit tiefstem Leid erfüllte ihn der auf seinen Stammesgenossen lastende Druck und sein Sinnen galt dem Bestreben, dem drohenden Verfall zu steuern. Nach dem Tode der Eltern führten die Brüder gemeinsam das große Handelshaus weiter und konzentrierten ihre Tätigkeit auf das Unternehmen, das sehr bald infolge günstiger Konjunkturen ungeahnten Aufschwung nahm. Die Seele des Geschäfts blieb Jonas und dank seiner Geistesgaben vermehrten sich die Glücksgüter und die Bedeutung des Handelshauses wurde durch den ihm vom König verliehenen Titel eines Königl. Comm.-Rats anerkannt und gehoben. Der Besitz des Vermögens übte auf die bisherige bescheidene Lebensführung keinen Einfluß — für ihre eigne Person völlig bedürfnislos, verwandten sie ihre Ersparnisse für Zwecke der Wohltätigkeit. Jonas Fränckel vertrat den altjüdischen idealen Standpunkt, nicht der Besitzer, sondern Verwalter des ihm von Gott verliehenen Vermögens zu sein, das dem allgemeinen Wohl zugeführt werden müsse. Ihre besondere Fürsorge galt den Wohlfahrtsanstalten der Gemeinde, deren überaus dürftige Ausstattung damals in einem argen Mißverhältnis zu den Anforderungen der Zeit und zu den Bedürfnissen der stetig anwachsenden Zahl der Glaubensbrüder stand. Der Plan, den größeren Teil des Vermögens öffentlichen Wohlfahrtsbestrebungen zuzuführen, wurde noch bei Lebzeiten des Bruders von Jon. Fränckel gefaßt und in einem gemeinschaftlichen Testament zugunsten eines neuen jüdischen Hospitals verwirklicht. Nach dem Tode des Bruders führte Jonas Fränckel seinen Plan in erweiterter Form aus und bewies hierin seine hochherzige Gesinnung in reichstem Maße. Das von ihm in der Antonienstraße mit einem Kostenaufwand von 70 000 Talern errichtete Haus vereinte ein „baulich vollendetes Hospital", eine Knaben- und Mädchen-Waisenanstalt, eine jüdisch-wissenschaftliche Bibliothek, das alte, von seinem Großvater übernommene Bet-Hamidrasch und die Industrieschule. Sein soziales Empfinden galt aber gleicherweise den Andersgläubigen und tatkräftig begründete er im Jahre 1843 mit andern prominenten Persönlichkeiten „den Verein zur Erziehung der Kinder hilfloser Proletarier". Der Verein bezweckte insbesondere das furchtbare Wohnungselend des Proletariats zu mildern und Jonas Fränckel kämpfte als wahrer Volksfreund mit allen Mitteln gegen die soziale Ungerechtigkeit der bürgerlichen Gesellschaft dem Proletariat gegenüber. In den letzten Lebensjahren beschäftigte ihn ausschließlich die Frage und Sorge der zweckentsprechenden Verwendung seines Vermögens. Man muß Rabin voll beipflichten, wenn er in den klar gefaßten Richtlinien des Testamentes weitere Wesenszüge seiner edlen Charaktereigenschaften ableitet und entsprechend würdigt. Das Vermächtnis zeigt das treue Spiegelbild des inneren Lebens des Stifters und wies klar den Weg der Ausführung. Jede Bestimmung wird von dem Biographen eindrucksvoll interpretiert und naturgemäß der Gründung des Seminars eine besondere umfangreiche Darstellung gewidmet. Rabin gibt einen klaren Überblick und Nachweis für den positiven Charakter dieser Lehrstätte im Sinne des Gründers, der trotz der Verehrung für Abraham Geiger in seinen radikalen Reformideen den Abfall und Zerfall des Judentums erblicken mußte. Die Schöpfung dieser Lehrstätte in ihrer segensreichen Auswirkung für das gesamte Judentum darf als die Krone der durch Jonas Fränckel überkommenen Stiftungen bezeichnet werden. Wie König Friedrich Wilhelm der III. von Preußen den Mut hatte, einen verlorenen Krieg mit der Errichtung einer deutschen Hochschule zu beantworten und für die verlorenen Provinzen nach seinem eignen Worte Ersatz suchte in der Entwickelung der geistigen Kraft seines Volkes, so sah auch Jonas Fränckel in der Heranbildung der geistigen Führer der Gemeinde das Heil und die Rettung des jüdischen Glaubens. Jonas Fränckel hat sich durch seine wahrhaft großzügige Wohltätigkeit, die auch den andern Konfessionen zugute kam, weit über die Grenzen seiner Vaterstadt, die seinen Namen in dem „Fränkelplatz" verewigte, ein Ehrendenkmal errichtet, das Zeit und Raum überdauert. Man wird Rabin besonderen Dank wissen, daß er in dieser lebenswahren Biographie das Gedenken an Jonas Fränckel der Mit- und Nachwelt gesichert hat. Ein reicher Zoll der Dankbarkeit gebührt auch dem Kuratorium, das durch Sonderdruck dieses Lebensbild weiten interessierten Kreisen zugängig machte zu eigner und des Stifters Ehre.

* Das von dem Berichterstatter erwähnte Quellenbuch „Schlesische Lebensbilder", Band III, erschien im Verlage von Wilh. Gottl. Korn in Breslau, 1928.
Auch hier weisen wir mit warmer Empfehlung auf dieses im Auftrage der Historischen Kommission für Schlesien erscheinende wichtige Geschichtswerk hin, für dessen III. Band Friedrich Andreae, Max Hippe, Paul Knötel und Otfried Schwarzer als Herausgeber zeichnen. Der reichhaltige Band enthält zunächst in 26 Lebensbildern des 17. Jahrhunderts als geschlossene Gruppe die großen repräsentativen Gestalten des Barockzeitalters, mit denen Schlesien wie zu keiner anderen Zeit in die allgemeine deutsche Geistesgeschichte hineinragt. Dann werden die Veröffentlichungen von Lebensbildern schlesischer Persönlichkeiten aus dem 18. und 19. Jahrhundert fortgesetzt. Von dargestellten Persönlichkeiten, deren Lebenswerk uns Oberschlesier besonders angeht, seien genannt der Herzog Johann Georg von Jägerndorf und Hans Ulrich Freiherr von Schaffgotsch, die beiden Breslauer Bischöfe Sebastian von Rostock und Kardinal Friedrich von Hessen, der schlesische Maler Michael Willmann und der Zeichner Friedrich Bernhard Werner, der oberschlesische Musiker Matthäus Apelles von Löwenstern, Emin Pascha, Bibliothekar Karl Dziatzko und der Gewerkschaftler Gustav Scholich. Scz.

Zoologischer Lehrgang in Rosenberg O/S. vom 26.—28. August 1929

Der erste zoologisch-biologische (hydrobiologische) Lehrgang in Deutschland!

Von Univ.-Prof. Dr. Pax, Breslau und Lehrer Krzuk, Jamm, Kr. Rosenberg O/S.

Die Arbeitsgemeinschaft für Heimatforschung des Kreises Rosenberg veranstaltete am 26.—28. August d. Js. mit der Staatl. Stelle für Naturdenkmalpflege für Oberschlesien in Rosenberg einen zoologischen Lehrgang, der einen glänzend gelungenen Verlauf nahm. Wie der Lehrgang für Vegetationskunde in den Kreisen Rosenberg und Kreuzburg vom 5.—9. September 1927, ebenfalls von obiger Arbeitsgemeinschaft veranstaltet, der erste seiner Art in Preußen und als Lehrgang im Flachlande der erste in Deutschland war, so war der jetzige Lehrgang überhaupt der erste der Art in Deutschland. Daß dieser Lehrgang gerade in Oberschlesien stattfand, kann uns Oberschlesier nur mit Stolz erfüllen. Nicht nur die Lehrerschaft, sondern auch die verschiedensten andern Berufsstände und die Behörden des Kreises brachten dem Lehrgang das größte Interesse entgegen, ein Zeichen, daß die Heimatbewegung immer weitere Kreise schlägt. Dieser Erfolg war möglich durch die musterhafte Vorbereitung des Lehrganges durch den Leiter der Arbeitsgemeinschaft, Hauptlehrer Wilk-Paulsdorf, durch die Förderung mit Rat und Tat durch Schulrat Dwucet-Rosenberg und durch das verständnisvolle, vorbildliche Handinhandarbeiten von Arbeitsgemeinschaft, Schulrat und Kreislehrerrat unter seinem Vorsitzenden, Lehrer Schäfer-Altrosenberg. So wurde der Lehrgang ein Ereignis größter Bedeutung für den Kreis Rosenberg, die Provinz Oberschlesien.

Der Lehrgang begann am 26. August, nachm. 4 Uhr, mit einer Begrüßung der Erschienenen durch den Leiter der Arbeitsgemeinschaft, Hauptlehrer Wilk, Paulsdorf. Mittelschullehrer Kotzias hielt nun einen Vortrag über „Mikroskopie und Schule". Seinem Vortrage lagen folgende Hauptgedanken zu Grunde: Auch die Kenntnis der Kleinlebewesen und der Mikroskopie ist notwendig. Fehlende Mikroskope und Präparate sind kein Hinderungsgrund, da es schon Mikroskope im Preise von 3—8 *M* gibt und Präparate sich leicht herstellen lassen. Das Beste ist ein Projektionsapparat, doch leider zu teuer. Bei den Beobachtungen geht man von der Zelle aus und führt zur Erkenntnis der Lebensfunktionen sowohl der Einzeller als auch der Mehrzeller. Eine Fundgrube für passende Objekte ist das Aquarium. Die Objekte nimmt man nicht nur von den Pflanzen, sondern auch von den Tieren und vom Menschen. Bei richtigem Gebrauch erweist sich die Mikroskopie als ein vorzügliches Unterrichtsmittel. — Dem Vortrage folgte die Vorführung einiger mikroskopischer Bilder. Die Zuhörer spendeten dem Vortragenden reichen Beifall. —

Am Abend des 26. August, 7,45 Uhr, fand die offizielle Eröffnung der Tagung durch Schulrat Dwucet-Rosenberg namens der Arbeitsgemeinschaft statt. Er begrüßte die Erschienenen und gab seiner Freude über die starke Beteiligung — der Saal war vollbesetzt — Ausdruck. Der jetzige Lehrgang sei eine Fortsetzung der Lehrgänge vom Juni d. Js. und vom September 1927. Solche Lehrgänge seien geeignet, den Schleier über der Natur zu lüften. Sein Gruß galt alsdann, auch namens der Stadt Rosenberg, Herrn Univ.-Prof. Dr. Pax, der schon viermal in Rosenberg gewesen, also kein Fremder mehr sei, den Herren Kotzias und Kosok, dem Fräulein Maschke, der Assistentin von Prof. Pax, dem Herrn Landrat als Vertreter des

1. Universitätsprof. Dr. Pax-Breslau mit der Assistentin Frl. cand. rer. nat. Maschke
2. Hauptl. Wilk, Paulsdorf, Leiter der Arbeitsgemeinschaft für Heimatforschung
3. Lehrer Schäfer, Vorsitzender des Kreislehrerrates des Kreises Rosenberg

Erster zoologisch-biologischer (hydrobiologischer) Lehrgang Deutschlands, abgehalten im September 1929 im Kreise Rosenberg in Oberschlesien

Kreises, Herrn Studiendirektor Dr. Engel als Vertreter der Staatl. Aufbauschule, Herrn Baron von Reißwitz als Vertreter des Landbundes und des landwirtsch. Vereins, Herrn Direktor Scheja von der landwirtsch. Schule, Herrn Förster Lewandowski als Vertreter der Forstbeamtenschaft und Herrn Rektor Wonschik als Vertreter der städt. Volksschule. Schulrat Dwucet wünschte, daß alle Teilnehmer eine Bereicherung mit Natur- und Heimatkenntnissen erfahren mögen und daß daraus Heimatliebe erwachse zum Wohle des Vaterlandes. Landrat Strzoda übermittelte die besten Wünsche des Kreises und dankte Hauptl. Wilk für seine rührige Tätigkeit und Prof. Dr. Pax für das sehr interssante Thema, das er seinem heutigen Vortrage zu Grunde gelegt habe. Studiendirektor Dr. Engel hieß alle Teilnehmer in der Aufbauschule willkommen, wo er ihnen den Zeichensaal zu ungestörter Arbeit zur Verfügung stelle. Er gab auch seiner Freude darüber Ausdruck, daß sich Lehrkräfte der höheren und Volksschulen zu gemeinsamer Arbeit zusammengefunden hätten. Mittelschullehrer Kotzias übermittelte die besten Grüße und Wünsche der Staatl. Stelle für Naturdenkmalpflege in Oberschlesien und Baron von Reißwitz die des landwirtsch. Vereins und des Landbundes. Er dankte besonders dafür, daß diese Tagung als erste in Deutschland gerade hier in der Ostmark stattfinde. Förster Lewandowski dankte für die Einladung und wünschte der Tagung einen guten Verlauf. Lehrer Schäfer, Vorsitzender des Kreislehrerrats, grüßte und dankte namens der Lehrerschaft. Sein Dank galt den Dozenten, den Behörden, Vereinen und dem Leiter der Arbeitsgemeinschaft. Auch er erhoffte von der Tagung Segen für Schule, Heimat und Vaterland. Schulrat Dwucet dankte allen Vorrednern. Bei so vielen Glückwünschen könne der Erfolg nicht ausbleiben. Nun ergriff Univ.-Prof. Dr. Pax das Wort zu seinem Lichtbildervortrage:

„Die Rätsel des Vogelzuges".

Die Beschäftigung mit der Jagd hat den Menschen frühzeitig auf den Vogelzug hingewiesen, mit dessen Erforschung sich bereits die Denker des Altertums befaßten. Aber merkwürdig lange hat sich der Glaube erhalten, daß sich die Vögel im Winter verbergen und, gleich den Reptilien, in Schlaf sinken. An den Winterschlaf der Vögel haben noch zahlreiche Naturforscher des Mittelalters geglaubt. Heute wissen wir, daß diese mit Flugvermögen begabten Tiere weite Wanderungen unternehmen, die sie alljährlich zweimal über große Teile des Erdballs führen. So reichen die Brutgebiete der Polarseeschwalbe nördlich so weit, wie vogelkundige Beobachter vorgedrungen sind. Nur 7 Breitengrade vom Nordpol entfernt fand man ihr Nest mit einem Dunenjungen, umgeben von einem Wall frisch gefallenen Schnees. Etwa um den 15. Juni kommen die Polarseeschwalben im Norden an, und um den 25. August, wenn das Junge erwachsen ist, ziehen sie ab. Zwanzig Wochen später finden wir sie an der Grenze der Antarktis, 33 000 km von ihrem Brutgebiet entfernt, über das sich inzwischen die Winternacht gesenkt hat. Eine außerordentliche Förderung erfuhren diese Studien, seit der dänische Gymnasiallehrer Mortensen 1899 den schon früher vereinzelt aufgetauchten Gedanken der Vogelmarkierung zu einer wissenschaftlichen Methode erhob und Professor Thienemann 1903 das Beringen von Vögeln zur Hauptaufgabe der Vogelwarte Rossitten machte. Seitdem wir den einzelnen Vogel durch einen mit einer Zahl versehenen Aluminiumring individuell kennzeichnen, sind wir imstande, wenigstens für einige Vogelarten nicht nur die genaue Lage ihrer Winterquartiere und den Verlauf ihrer Wanderstraßen anzugeben, sondern haben auch über das Alter der Vögel, über den Beginn ihrer geschlechtlichen Reife und die Dauer ihrer Ehen Aufschluß erhalten. Die heute noch weit verbreitete Anschauung, daß die Zugvögel ihre Reise in Höhen von vielen Tausend Metern ausführen, wird durch die Erfahrung der Luftschiffer und Fliegerbeobachtungen widerlegt. Nicht in unermeßlichen Höhen wo Sauerstoffmangel, niedriger Luftdruck, gewaltige Windstärke und große Kälte jedem Lebe-

wesen den Aufenthalt unmöglich machen, liegen die Zugwege der Vögel, sondern unweit der Erde, an die die Vögel trotz ihres Flugvermögens ebenso gefesselt sind wie alle anderen Tiere. Im allgemeinen liegt die Grenze des Vogelzuges in einer relativen Höhe von 400 m, und es gehört schon zu den Ausnahmen, wenn in Höhen von mehr als 1000 m ziehende Vögel angetroffen werden. Wie man früher die Zughöhe der Vögel stark überschätzt hat, so hat man sich auch über die Geschwindigkeit ihres Wanderfluges erheblich getäuscht. Das seltene Vorkommen des nordischen Blaukehlchens als Zugvogel auf dem europäischen Kontinent im Gegensatz zu seinem zahlreichen Auftreten auf Helgoland schien die Vermutung zu bestätigen, daß dieser Singvogel auf der Reise aus der afrikanischen Winterherberge nach seiner nordischen Heimat zum ersten Mal in Helgoland raste und diese Strecke in einer Frühjahrsnacht innerhalb 9 Stunden zurücklege. Exakte Messungen der Fluggeschwindigkeit der Vögel haben diese phantasievollen Deutungen sehr bald ins Schattenreich verwiesen. Das moderne Verkehrsflugzeug überholt jeden Zugvogel, doch reichen Gänse mit ihrer Stundengeschwindigkeit von 70—90 km an die Leistungen unserer Schnellzüge heran. Die durchschnittlichen Tagesleistungen der Zugvögel bleiben freilich weit hinter diesen maximalen Flugleistungen zurück. Die Störche, die Norddeutschland in der zweiten Augusthälfte verlassen, brauchen für ihren etwa 10 000 km langen Reiseweg über Kleinasien nach Südafrika $2^1/_2$—3 Monate, legen also täglich durchschnittlich nur 120 km zurück. Der wissenschaftlichen Forschung bieten die Wanderungen der Vögel noch zahlreiche ungelöste Fragen dar. Es sei hier nur an die tierpsychologische Seite des Problems erinnert, an die Hypothesen über das Orientierungsvermögen der Vögel, an die modernen Untersuchungen über die physiologischen Leistungen des Vogelauges und schließlich an die tiergeographische wichtige Frage nach der Entstehung des Vogelzuges und die allmähliche Entwicklung der Zugstraßen. So wendete sich dieser Vortrag nicht nur an Zuhörer mit ausgesprochen zoologischen Neigungen, sondern erörterte Fragen, an deren Lösung Physiologie, Psychologie, Geographie und Erdgeschichte in gleicher Weise interessiert sind.

Am Morgen des 2. Tages suchten Prof. Dr. Par, der Leiter der Arb.-Gemeinschaft und noch einige Herren im Auto mehrere Teichgebiete des Kreises auf, um für das am Nachmittag stattfindende Praktikum Material zu sammeln. Die Autos hatte der Herr Landrat und Lehrer Koch zur Verfügung gestellt.

Während dieser Zeit nahm der Lehrgang im Hotel Potrz seinen Fortgang. Nachdem Lehrer Schäfer für den abwesenden Leiter der Arb.-Gem. den 2. Tag eröffnet und den inzwischen eingetroffenen Kommissar für Naturdenkmalpflege für Oberschlesien, Professor Eisenreich-Gleiwitz, begrüßt hatte, sprach Mittelschullehrer Kosok über

„Schulaquarium und Terrarium".

Er widerlegte zunächst die Einwände, die man gegen die Einrichtung eines Aquariums oder Terrariums erheben könnte und zeigte die leichte Instandhaltung dieser vorzüglichen Unterrichtsmittel. Das Aquarium schärft die Beobachtungsgabe, bietet viel Wissensstoff, gibt einen Begriff von einer Lebensgemeinschaft, fördert die Beeinflussung der Kinder in ästhetischer und ethischer Beziehung. Ausführlich zeigte nun der Vortragende, wie man Aquarien und Terrarien einrichte und sauber halte. — Nach einer Pause sprach Mittelschullehrer Kosok zur „Praxis des Schulaquariums und Terrariums". Er zeigte die methodische Verwertung des Aquariums und Terrariums an praktischen Beispielen. Fische, Frösche, Insekten (Käfer, Libellen-, Eintagsfliegen-, Uferfliegen-, Köcherfliegen-, Mückenlarven), Wasserskorpione, Wasserspinnen, Krebse, Schnecken, Muscheln, Nesseltiere, Süßwasserpolypen geben eine Menge von Beobachtungsmöglichkeiten und eine Fülle von Erkenntnissen. — Die Ausführungen ließen den erfahrenen, langjährigen Liebhaber und Fachmann erkennen, und der gespendete Beifall war voll verdient.

Dienstag, den 27. August fand Nachmittag unter Mitwirkung von Fräulein cand. rer. nat. Käthe Maschke ein „Praktikum der Planktonkunde" statt. Die Teilnehmer lernten hierbei nicht nur die wichtigsten Vertreter der Schwebefauna in den Gewässern der Umgebung von Rosenberg kennen, sondern erhielten gleichzeitig Gelegenheit, Bau und Funktion dieser kleinen Lebewesen im Experiment zu studieren. Während des Praktikums konnte Hauptl. Wilk noch den Geschäftsführer der Vereinigung für oberschlesische Heimatkunde, Rektor Mücke-Groß-Strehlitz, begrüßen, der ebenfalls die Grüße und Glückwünsche der genannten Vereinigung übermittelte. Am Abend des gleichen Tages sprach Professor Par unter Vorführung zahlreicher Lichtbilder über

„Das Leben der Tiefsee".

War man früher der Ansicht, daß die Tierwelt, gleich den in ihrem Lebensprozeß an das Sonnenlicht gebundenen Pflanzen, schon in einer Tiefe von wenigen hundert Metern erlösche, so haben uns die modernen Tiefsee-Expeditionen eines Besseren belehrt. Heute wissen wir, daß alle Schichten des Meeres von Tieren bevölkert werden. Ebenso wenig wie auf dem Lande die höchsten Schneegipfel der Hochgebirge eine Grenze des organischen Lebens aufweisen, finden wir in den Tiefen der Weltmeere Bezirke, denen tierisches Leben vollständig fehlt. Dringt auch kein Sonneenstrahl auf den Boden der Ozeane, so fehlt es doch nicht vollkommen an Lichtquellen, die in bescheidenem Umfange das Dunkel erhellen. Vielen Tiefseetieren kommt die Fähigkeit der Lichtproduktion zu. Das Auge der Tiefseetiere hat unter dem Einfluß des an ihrer Wohnstätte herrschenden Lichtmangels eigentümliche Umbildungen erfahren. Gleich manchen Dämmerungs- und Nachttieren unter den Landbewohnern zeigen viele Tiefseetiere eine auffällige Vergrößerung der Augen. Häufig sind sie zu Teleskopaugen umgewandelt. Bei anderen wiederum ist eine Rückbildung der Lichtsinnesorgane eingetreten. Eine weitere Folge des Lichtmangels in der Tiefsee ist das Fehlen von Pflanzen. Unter den Tiefseetieren gibt es daher keine Pflanzenfresser. Wie ein Industriestaat in Bezug auf die Ernährung seiner Bewohner auf den Import aus Agrarländern angewiesen ist, so ist die Tierbevölkerung der Tiefsee von der Zufuhr von Nahrungsstoffen aus der vom Sonnenlicht erhellten Region des Meeres angewiesen. Von hier ergießt sich ein unaufhörlich in die Tiefe rieselnder Regen toter Organismen. Die Tiefseetiere nähren sich entweder von diesen zu Boden fallenden Leichen, oder sie führen eine räuberische Lebensweise, worauf schon das weite Maul, die starke Bezahnung und die Dehnbarkeit des Magens vieler Tiefseefische hindeuten. Der Mangel an Wasserbewegung in großen Meerestiefen macht die Ausbildung besonderer Schutzeinrichtungen gegen Wellenschlag und Brandung überflüssig. Die Tiefsee ist das Reich der Stillwasserfauna, wie man die Fauna der von keiner Wellenbewegung erreichten Wasserschichten genannt hat. Die Lebensbedingungen sind keinen zeitlichen Schwankungen unterworfen. Für die Tiefsee gibt es keinen Wechsel von Tag und Nacht, keinen Wandel der Jahreszeiten und des Klimas. Unverändert herrschen in den Abgründen des Weltmeeres Lichtarmut, niedrige Temperatur und hoher Wasserdruck. Die Schwankungen des Wasserdruckes spielen besonders für solche Tiefseebewohner eine Rolle, die ausgedehnte Wanderungen unternehemn. Das gilt z. B. für unseren Aal, den der Geschlechtstrieb aus den Süßwasserbecken im Herzen unseres Kontinents in das tropische Warmwassergebiet des Atlantischen Ozeans treibt. Dort vollzieht sich in Tiefen von 5000 m die Fortpflanzung, und erst die jungen Aale wandern wieder in das Süßwasser ein.

Mittwoch, den 28. August fand unter Leitung von Hauptlehrer Wilk und Professor Par ein zoologischer Lehrausflug nach Boroschau statt, durch den die Teilnehmer vor allem mit wichtigen Erscheinungen des Insektenlebens vertraut gemacht wurden. Am Nachmittag

des gleichen Tages versammelten sich die Teilnehmer des zoologischen Lehrganges zu einem „Praktikum der Parasitenkunde", das Professor Pax und Fräulein cand. rer. nat. Maschke abhielten. Wenn wir im täglichen Leben von Tieren reden, denken wir gewöhnlich in erster Linie an Nutztiere, die uns mit Nahrung und Kleidung versorgen, an die Vogelwelt, die uns durch ihren Gesang erfreut oder etwa an die Bewohner der tropischen Meere, die durch den wundervollen Schmelz ihrer Farben jedes Malerauge entzücken. Wir denken aber meist nicht an die große Zahl tierischer Organismen, die als Erreger von Krankheiten den Ertrag unserer Acker vermindern, unsere Haustiere schädigen und uns selbst mit langem Siechtum, oft sogar mit frühzeitigem Tode bedrohen. Von diesen Tieren, deren Kenntnis nicht nur für den Naturforscher, sondern für jeden von uns von großer Bedeutung ist, handelte das Praktikum. In vielen Fällen von Parasitismus läßt sich ein merkbarer Einfluß des Schmarotzers auf den Organismus des Wirtes nicht feststellen, in anderen Fällen kann der Parasit durch seinen Sitz, seine Individienzahl, seine Bewegungen oder seinen Stoffwechsel schwere Schädigungen hervorrufen oder sogar das Leben des Wirtes bedrohen. Sind Schmarotzer in den Blutkreislauf eines Tieres eingedrungen, so vermehren sie sich gewöhnlich während der ersten zwei bis drei Tage sehr stark, und als äußerlich wahrnehmbare Reaktion des Wirtskörpers tritt ein akuter Fieberanfall auf. Er endet entweder mit dem Tode des befallenen Tieres, wenn nicht rechtzeitig die nötige Menge von Antikörpern gebildet werden konnte, oder mit der sterilen Heilung. Oft ist die Heilung freilich scheinbar, indem unter denselben Erscheinungen wie beim ersten Anfall eine Wiederholung auftritt, an die sich eine Reihe von Recidivien anschließen kann. Bisweilen bildet sich zwischen dem Wirt und dem Schmarotzer ein Gleichgewichtszustand aus, der dem Parasiten zwar nur eine geringfügige, sein Aussterben verhindernde Vermehrung gestattet, aber auch dem Wirt keine völlige Immunität verleiht. Galt der Vortrag der Erörterung derartiger Fragen aus dem Gebiet der allgemeinen Biologie, so haben die praktischen Vorführungen, die ihn begleiteten, den Teilnehmern eine Übersicht über die wichtigsten Parasiten des Menschen und der Haustiere geboten. — Mit diesem 2. Praktikum hatte der Lehrgang sein Ende erreicht. Hauptlehrer Wilk dankte nun Prof. Dr. Pax für die wissenschaftliche Leitung des Lehrgangs. Alle Teilnehmer hätten eine Bereicherung an Wissen und Können erfahren. Es sei erfreulich, daß der Lehrgang, an dem sich zeitweise über 120 Personen beteiligt, für den sich die Behörden, landwirtschaftlichen Organisationen, die Geistlichkeit, die Ärzteschaft, die höheren Schulen, besonders aber die Schulbehörde — Schulrat Dwucet opferte jede freie Minute, um beim Lehrgang zu erscheinen — sehr interessiert hätten, so wohl gelungen sei, daß der Heimatgedanke immer weitere Kreise erfasse, und es sei zu hoffen, daß der Lehrgang zur Stärkung des Deutschtums in unserer Ostmark beitrage und der Schule, der Heimat und dem Vaterlande zum Segen gereiche.

Zu einem gemütlichen Beisammensein fanden sich dann noch ca. 50 Damen und Herren bei Potrz ein. Lehrer Krzuk-Jamm sprach namens der Tagungsteilnehmer allen Dozenten, dem Schulrat, der Aufbauschule, dem Kreislehrerrat, dem Leiter der Arb.-Gemeinschaft den Dank für die lehr- und genußreiche, durch und durch gelungene Tagung aus. Er versicherte, daß Prof. Dr. Pax einen Platz dankbarster Verehrung in den Herzen aller Teilnehmer, Hauptlehrer Wilk aber durch die meisterhafte Organisation des Lehrgangs sich ein besonderes Verdienst erworben habe. Dieser Lehrgang sei ein Markstein in der Geschichte unserer Heimat. — Begeistert erklang das „Hoch" auf Heimat und Vaterland, woran sich das Deutschlandlied anschloß. Durch Lieder, ernste und heitere Reden und Gegenreden verging die Zeit wie im Fluge. Herzliche Abschieds- und Wiedersehensrufe erscholten, als sich Prof. Dr. Pax und seine Assistentin zum Bahnhof begeben mußten. Die Teilnehmer aber gingen mit dem erhebenden Bewußtsein nach Hause, etwas Schönes erlebt zu haben.

Polnisch-deutsche wissenschaftliche Zusammenarbeit in Oberschlesien

Von Karl Kaisig

Nachbarvölker pflegen über die gegenseitigen Grenzen ihrer geistig-seelischen Selbsterhaltung und Selbstentfaltung verschiedener Meinung zu sein, und daraus ergibt sich in der Grenz- und Schwebungszone, wo sich die Völker berühren und durchdringen, der Streit um Schulen, Theater und ähnliche Dinge. Die Wissenschaft, die sich die Erforschung der Wahrheit zur Aufgabe gemacht hat, müßte, so meint man, davon unberührt bleiben, denn es gibt nur eine Wahrheit. Die Erfahrung des täglichen Lebens zeigt jedoch das Gegenteil. Auch hier viel Widerstreit, besonders in der Geschichtswissenschaft, was sich freilich mit Anstand und guter Sitte durchaus verträgt. Warum soll nicht auch hier der alte gute Lebensgrundsatz Geltung haben: Im Notwendigen Einheit, im Zweifelhaften Freiheit, in allem aber die Liebe?

Und so muß es angesichts der von so viel Verstimmung beherrschten polnisch-deutschen Beziehungen freundlich berühren, wenn ein hoher kirchlicher Würdenträger in Kattowitz, Kanonikus Dr. E. Szramek, zur wissenschaftlichen Zusammenarbeit in Oberschlesien aufruft. Er tut dies in dem in diesen Blättern schon erwähnten sehr bemerkenswerten Jahrbuch der Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften in Schlesien (Towarzystwo przyjaciół nauk na Śląsku). Dr. Szramek legt dar, vor dem Kriege sei man auf deutscher Seite leider zu einem Übersehen der Ergebnisse polnischer Wissenschaft sehr geneigt gewesen, wofür er als Beispiel anführt: die schon im Jahre 1869 veröffentlichten Forschungen von Siegmund Helcel betr. den Ausdruck decima in gonitvam" und Oswald Balzers „Genealogia Piastów", herausgegeben 1895 von der polnischen Akademie der Wissenschaften in Krakau, das in einem 1911 vom Verein für Geschichte Schlesiens erschienenen gleichartigen Werke, herausgegeben von Konrad Wutke, erst während des Druckes beachtet worden ist.

Aber auch nach dem Kriege habe sich, meint Dr. Szramek, an diesem Zustande wenig geändert. Als rühmliche Ausnahme, die auf eine beginnende Besserung hindeute, führt Dr. Szramek den Aufsatz von Dr. Schwieder an „Die soziale Struktur der ländlichen Bevölkerung des Kreises Beuthen um 1743 ...", erschienen im Jahrgang 1927 der „Mitteilungen des Beuthener Geschichts- und Museumsvereins". Mit Anerkennung verweilt Dr. Szramek auch bei den deutschen Bemühungen um den oberschlesischen Dichter Norbert Bonczyk: „Bei uns kann man leider eine starke Geringschätzung des Eigenschlesischen bemerken. Wer z. B. kennt das schöne Epos von Bonczyk „Stary kościół Miechowski" (Die alte Kirche in Miechowitz), wert in Wahrheit, in mittleren Schulen auf gleicher Stufe mit pan Tadeusz[1] gelesen zu werden? Müssen uns über den Wert dieser Perle schlesischer Literatur erst die Deutschen belehren, die in der „Oberschlesischen Heimat" 1921 und im „Oberschlesischen Jahrbuch" 1924 und 1925 begonnen haben, diese Schöpfung in deutsche Verse zu übertragen?"

Auf diese Gleichgültigkeit gegenüber dem Eigenen führt es Dr. Szramek zurück, daß auf polnischer Seite eine ernsthafte oberschlesische Dichter-Anthologie nach Art des nun schon in 2. Auflage vorliegenden Buches „Oberschlesien in der Dichtung" bisher nicht zustande gekommen ist. Meine Behauptung im Vorwort der von mir herausgegebenen 2. Auflage: „Das Polentum verfügt in Oberschlesien über keine nennenswerten dichterischen Kräfte, ein Buch wie das vorliegende,

[1] von Mickiewicz.

ist ihm zu schaffen nicht möglich", ist Dr. Szramek sichtlich unangenehm; er nennt sie prahlerisch. Als weiteres Beispiel eines vermeintlich hochmütigen Herabsehens auf polnische Kulturleistungen führt Dr. Szramek meinen Satz im Max Waldauheft des „Oberschlesiers" an: „Den in den letzten Jahren entstandenen wissenschaftlichen Arbeitsgemeinschaften, Schriftsteller- und Kunstvereinen gehören zum großen Teile Kräfte an, die dem polnisch-sprechenden Volkstum entstammen. Gleichstrebende polnische Vereinigungen gibt es sowohl in Deutsch-, als auch in Polnisch-Oberschlesien nicht und wird es so bald nicht geben. Lebensvolle Organismen, auch geistiger Art pflegen nach dem Lichte zu drängen, und wenn ihnen die Sonne der deutschen Kultur scheint, so kann man sicher sein, daß sie sich, abgesehen von einigen Schattengebilden, nicht dem Mondlichte abgeleiteter kleiner Kulturen zuwenden werden".

Ich bin gern bereit, diesen im Jahre 1924 geschriebenen Satz dahin einzuschränken, daß sich jetzt, fünf Jahre später, wie das vorliegende Jahrbuch zeigt, in Ost-Oberschlesien reiches geistiges Leben regt. Eine Fülle von Arbeitsgemeinschaften, über die das Jahrbuch berichtet, leisten nach diesen Berichten zum Teil ernstzunehmende wissenschaftliche Arbeit. Berichte über Vereine wie den sog. Westmarkenverein scheinen mir allerdings über den Rahmen der Aufgabe des Jahrbuchs der Freunde der Wissenschaften erheblich hinauszugehen. Wo aber sind auf polnischer Seite die künstlerisch schöpferischen Kräfte, z. B. in der Dichtung? Mit wegwerfenden Bemerkungen, wie „enge Beschränktheit", ist meine aus guter Kenntnis der Sachlage geschöpfte nüchterne Feststellung in einem Jahrbuch, das ernst genommen sein will, nicht abgetan, auch nicht mit dem Hinweis auf die Gleichgültigkeit in den eigenen Reihen. Hier gehört der Gegenbeweis her, etwa indem den 100 oberschlesischen Dichtern und Schriftstellern, die ihre geistig-seelische Entfaltung im deutschen Kulturkreis gesucht haben, ebensoviel polnische von gleicher Bedeutung gegenübergestellt werden.

Das wird schwerlich gelingen. Dichterische Kräfte, die nach oben drängen, bleiben nicht verborgen, auch wenn ihnen mit Gleichgültigkeit begegnet wird. Sie pflegen sich durchzusetzen, zum mindesten zu einer bescheidenen Geltung in Zeitungen und Zeitschriften, von wo sie dann unter günstigen Umständen ihren Höhenflug nehmen.

Ein mittelbares Eingeständnis, daß es darin auf polnischer Seite sehr schwach bestellt sein muß, ist das im gleichen Jahrbuch bekanntgegebene Preisausschreiben. Seite 273 wird von der auf Anregung des Wojewoden Dr. Grażyński erfolgten Gründung der „Schlesischen literarischen Vereinigung" berichtet, als deren Aufgabe unter c) genannt ist „die Hebung des literarischen Geistes durch Verleihung von Stipendien, Unterstützungen, Prämien". Als nächste Aufgabe wird bezeichnet „die Weckung (pobudzenie) polnischer Belletristik und wissenschaftlichen Schöpfergeistes und seine stärkere Lenkung auf Gegenstände aus dem schlesischen Leben". Zu diesem Zwecke hat die Gesellschaft aus Mitteln, die ihr von der Wojewodschaft zur Verfügung gestellt worden sind, im Mai 1928 drei Preise ausgeschrieben, nämlich:

a) 12 500 Złoty für eine geschichtliche Erzählung, möglichst aus der Zeit der oberschlesischen Aufstände 1919 bis 1921 (!);
b) 12 500 Złoty für ein dramatisches Werk aus Oberschlesiens Geschichte und Volksleben;
c) 10 000 Złoty für ein belehrendes Werk über Oberschlesien.

Mit diesem Preisausschreiben will man also auf polnischer Seite die schöpferischen Kräfte wecken, die dem Deutschtum in so bemerkenswertem Maße ohne diese Nachhilfe zufließen. Wird diesen Bemühungen Erfolg beschieden sein? Mit Geld läßt sich manches machen, ob man aber selbst mit so reichen Mitteln schöpferische Kräfte aus dem Boden stampfen oder den lebendigen Quell auf die andere Seite der geistigen Wasserscheide umleiten wird, bleibt abzuwarten.

Das Deutschtum hat jedenfalls alle Ursache, im friedlichen Wettstreit um die oberschlesische Volksseele diese Bemühungen aufmerksam zu verfolgen.

Auch die Oberschlesische Bibliographie „Deutsches Grenzland Oberschlesien" findet in diesem Jahrbuch eine kritische Würdigung, und Dr. Szramek meint, sie fordere eine sehr ansehnliche Ergänzung nach der polnischen Seite, damit sich in ihr auch die polnische Wissenschaft unterrichten könne „in der überreichen polnischen Literatur, zum mindesten der Abstimmungszeit und später". Die (von mir) in Anführungszeichen gesetzte Einschränkung war sehr nötig, denn vor dem Kriege ist das polnische Schrifttum über Oberschlesien mehr als dürftig, was von polnischer Seite ohne weiteres zugegeben wird. Auch in unserm Jahrbuch selbst, z. B. im Vorwort (vgl. unten) und Seite 208, wo es gleich zu Anfang heißt: „Das polnische Schrifttum über Schlesien ist noch sehr arm". Wenn unsere Bibliographie hinsichtlich der polnischen Literatur noch Lücken aufweist, so erklärt sich das aus der schweren Erreichbarkeit der in Frage kommenden Erscheinungen und aus der Unvollständigkeit der Angaben, die ein Auffinden der Schriften ungemein erschwert. Das Fehlende wird hoffentlich in kommenden Nachträgen ergänzt werden können. Freilich gilt hier der Satz, der jeder sachkundigen Bibliographie zugrunde liegt: Verzeichnet wird nicht alles, was überhaupt erschienen ist, sondern alles, was irgendwo zu Studienzwecken aufbewahrt wird. Die meiste polnische Abstimmungsliteratur ist zerstoben und selbst für bibliographische Zwecke kaum noch aufzutreiben. Die wissenschaftlichen Büchereien in Deutschland besitzen sie nicht, ob in Polen, wird noch festzustellen sein. Die große Wahrscheinlichkeit spricht dagegen. Sie einer Vollständigkeit wegen, die restlos doch niemals zu erreichen ist, lediglich als Seitenfüller aufzuführen, hätte aber nicht den mindesten Sinn.

Nun aber die Gegenrechnung. Dr. Szramek glaubt, daß unsachliches Verhalten auf deutscher Seite einem Zusammenwirken der beiderseitigen Wissenschaft entgegenstehe. Das vorliegende Jahrbuch beweist leider das Gegenteil. Zwar findet man auch dort eine unvoreingenommene Einstellung, z. B. in der Ablehnung der grob dilettantischen Tarnowitzer Chroniken von Piernikarczyk und Nowak. Umso bedenklicher aber stimmen andere Beiträge. Ich kann im Rahmen dieses Aufsatzes nur ein beliebig herausgegriffenes Beispiel bieten; es ist der Aufsatz von P. Pampuch über oberschlesische Bauernbefreiung (1807—1865). Pampuch erhebt, im wesentlichen gestützt auf das Werk von Professor Ziekursch „100 Jahre schlesische Agrargeschichte", schwere Vorwürfe gegen den oberschlesischen Großgrundbesitz, den er dabei mit leicht zu durchschauender Absichtlichkeit regelmäßig mit dem Zusatz „deutsch" versieht. (Seite 39 oben: „Im polnischen Schlesien waren die Frondienste bis zur Unmöglichkeit schwer ... was willkürlich und rechtswidrig die deutschen Grundherren veranlaßten". Seite 43: „... Befreiung aus dem Joch der unmenschlichen und unersättlichen deutschen Grundherren".) Das ist ungeschichtlich, wie sich leicht erweisen läßt, z. B. aus den Geschlechtertafeln und aus den Erinnerungen von Spiller v. Hauenschild und anderen Mitgliedern des oberschlesischen Adels, es ist auch unwissenschaftlich, denn die Bauernbefreiung hat ihre Eigengesetzlichkeit, die von Sprache und Nationalität der Beteiligten wenig beeinflußt wird. Die polnischen Grundherren im östlichen Galizien sind, wie die blutigen Aufstände der ruthenischen Bauern gezeigt haben, mit diesen sicher nicht milder verfahren als der oberschlesische Grundbesitz mit den oberschlesischen Bauern. Es wird aber keinem ernsthaften Historiker einfallen, ihr Verhalten gegen die Bauern als typisch polnisch zu bezeichnen. Und wie war es doch in der Provinz Posen und im übrigen Polen, wo der als zügellos bekannte polnische Adel über versklavte Bauern herrschte?! Der Aufsatz von Pampuch liest sich wie ein übler tendenziöser Zeitungsartikel (man beachte auch als Beispiel für die Terminologie den

Ausdruck: „Im polnischen Schlesien") und ist in keiner Weise geeignet, einem friedlichen Zusammenwirken zu dienen.

So aber gehts durch das ganze Buch. Schon das Vorwort kann bedenklich stimmen. Es heißt dort: „Die im Jahrbuch aufgenommenen Artikel stellen den Ausdruck der Ansichten ihrer Verfasser dar, für welche die Gesellschaft keine Verantwortung übernimmt. Dagegen bürgt sie für ihren leitenden Gesichtspunkt objektiver wissenschaftlicher Beleuchtung der Vergangenheit und Gegenwart dieses uralten polnischen Gebiets,[2] von welchem die polnische Wissenschaft bis jetzt nicht gebührend Kenntnis genommen hat und welches doch heldenhaft kämpfen konnte für die Rückkehr zum Vaterland".

Uraltes polnisches Gebiet? Der Streit um die uralte polnische Erde Oberschlesiens ist bekanntlich durch die vorgeschichtliche Wissenschaft Deutschlands und der Tschechoslowakei dahin entschieden, daß vor den polnischen Einwanderern germanische Stämme in Oberschlesien gewesen sind, deren Vorgänger zur sog. Lausitzer Kultur gehören, also keine Slaven waren und selbst einige vorurteilsfreie polnische Forscher stimmen dieser Tatsache zu. Schon der Gebrauch des politischen Schlagwortes „uralte polnische Erde" im Vorwort beweist die politische Einstellung des gesamten Buches, das also wenig geeignet ist, der deutschen Wissenschaft als gutes Beispiel zu dienen.

Herr Kanonikus Dr. Szramek wird, wenn er dem schönen Ziel einer friedlichen Zusammenarbeit auf dem Boden unvoreingenommener Wissenschaft dienen will, zunächst einmal seine Bemühungen auf den (ungenannten) Herausgeber und auf die Mitarbeiter künftiger Jahrbücher sowie auf die sonstigen Vertreter polnischer Wissenschaft richten müssen. Ich brauche nur an die „fröhliche Wissenschaft" der beiden Tarnowitzer Chroniken zu erinnern, die in ihrer naiven Draufgängerei in den gesamten (etwa 50) deutschen Ortschroniken Oberschlesiens kein Gegenstück finden. Das von Herrn Dr. Szramek angestrebte Ziel selbst ist keineswegs eine Utopie. Benachbarte Kulturkreise werden zwar, wenn sie lebensvollen Volksorganismen zugehören, stets in einem mehr oder weniger lebhaften Wettstreit stehen, denn jede aufstrebende Kultur sucht Lebensspielraum. Aber das schließt, wie bereits angedeutet, nicht aus, daß man sich auf Gebieten, die abseits vom Tagesstreit liegen, verständigt und gegenseitig ergänzt und unvermeidliche Meinungsverschiedenheiten auf dem Boden des Anstandes austrägt.

[2] von mir gesperrt gedruckt.

Maiandacht

Von P. W. von Marienburg

Durch die Wolken gleitet der Mond.
Unter ihm Stille und Frieden wohnt.
Kirchlein schaut mit hellem Schein
Leuchtenden Aug's in das Land hinein.

Und die Bäume neigen sich vor,
Strecken neugierige Zweige empor,
Schauen so Süßes und hören so viel,
Daß sie erzittern in wonnigem Spiel.

Weihrauch wirbelt zum Throne empor,
Liebliche Weisen singt maidlicher Chor.
Leuchtende Augen, Stirnen, gebeugt,
Blüten, aus denen die Jungfrau sich neigt — —

Aus dem Gedichtband „Rosen der Königin" (vgl. S. 719).

Mitteilungen / Bücherecke

Zum Tode unseres Reichsaußenministers Dr. Stresemann.

Der „Oberschlesier" ist nicht der Ort, über Dr. Stresemanns Politik zu sprechen, wie es auch nicht an der Zeit sein dürfte, sich darüber auszulassen, inwieweit es Dr. Stresemann bei seinen vielen andern großen und vordringlichen Aufgaben gelungen ist, unser oberschlesisches Recht insbesondere vor dem Forum des Völkerbundes erfolgreich zu verteidigen. Welch großen Verlust das Grenz- und Auslanddeutschtum mit dem Hinscheiden Dr. Stresemanns erlitten hat, das aber ist dem unterzeichneten Herausgeber dieser Blätter in den letzten Jahren mehrmals durch persönliche Anschauung deutlich geworden. Alljährlich 1—2 mal kommen wir, ein engerer Kreis Grenz- und Auslanddeutscher, zu gemeinsamer Arbeit in Berlin zusammen, und Reichsaußenminister Dr. Stresemann erschien dann, wenn es irgend seine Zeit erlaubte, bei uns und blieb anschließend an die Arbeitssitzung öfters bis in die späten Nachtstunden, wie er es gern hatte, in gemütlicher und aufgeschlossener Tischrunde sitzen, und wir lernten den Menschen Stresemann ebenso lieben wie den besorgten Staatsmann, der jede Gelegenheit wahrnahm, sich weiter zu unterrichten und der in der Unterhaltung mit Vorliebe auch gegensätzliche Meinungen sehr wohl vertrug.

Auch an der Entwicklung des „Oberschlesiers" zeigte Dr. Stresemann freundliche Anteilnahme. So schrieb er mir beispielsweise unterm 31. Dezember 1928 u. a.:

„„Mit Ihrem Schreiben vom 21. Dezember und mit der Übersendung des Jahrgangs 1928 der Monatsschrift „Der Oberschlesier" haben Sie mir eine große Freude gemacht, für die ich Ihnen herzlich danke ... Ausstattung wie Inhalt sind auch in diesem Jahr gleich vorzüglich. Es ist ein Genuß, in dem Buch zu blättern und sich an dem Geist der Heimatliebe zu freuen, der daraus spricht."

Mit besten Wünschen für die Entwicklung der Monatsschrift im neuen Jahr

Ihr sehr ergebener
Stresemann.

Mit Dr. Stresemann verliert „Der Oberschlesier" einen wohlmeinenden Freund und Berater. Karl Sczodrok.

Unsere neuen urgeschichtlichen Broschüren.

Im Verlag des „Oberschlesiers" erschienen in den letzten Monaten 3 wichtige urgeschichtliche Broschüren.

Dr. v. Richthofen, Oberschlesische Urgeschichtsforschung und nordische Altertumskunde (vergl. „Der Oberschlesier", Juniheft 1929, Seite 394/397), mit vielen Kunsttafeln, Einzelpreis 1.— M.

Alfons Maruschke, Die ur- und frühgeschichtliche Besiedlung des Kreises Neustadt O/S.". Maruschke trägt die wissenschaftlichen Ergebnisse der Urgeschichtsforschung des Kreises Neustadt im Zusammenhange und in leicht faßlicher und volkstümlicher Form vor. Neustadt ist mit dieser Broschüre der erste Kreis Gesamtschlesiens, der eine Darstellung seiner Urgeschichte als geschlossene selbständige Arbeit bietet. Mit vielen Abbildungen und 4 angehängten Fundkarten, Preis 1.50 M.

Alfred Arndt, Der Urnenfriedhof bei Czarnowanz, Kreis Oppeln, Ausgrabungsbericht 1922, wurde zum 25-jährigen Priesterjubiläum Alfred Arndts neu aufgelegt und ist zum Preise von 1.— M erhältlich. Enthält auch sehr viele Abbildungen.

Die Preise aller 3 Broschüren, deren künstlerische Ausstattung Frau Kowalski besorgte, sind sehr niedrig gehalten. Bestellungen erfolgen am besten gegen Voreinzahlung des Betrages auf das Postscheckkonto der Monatsschrift „Der Oberschlesier" in Breslau, Nr. 41 382 oder durch Bestellung bei der Geschäftsstelle des „Oberschlesiers" in Colonnowska.

Ernst Petersen: Die frühgermanische Kultur in Ostdeutschland und Polen

Verlag W. de Gruyter, Berlin 1929.

In den „Vorgeschichtlichen Forschungen", die Ebert im Anschluß an sein „Reallexikon der Vorgeschichte" herausgibt, erscheint soeben Petersens Dissertation „Die frühgermanische Kultur". Es handelt sich um die archäologische Umschreibung einer Bevölkerung, die etwa um 650 v. Chr. in Schlesien auftaucht, und etwa 500—350 v. Chr. auch Teile von Oberschlesien besetzte, und zwar handelt es sich um ein Gebiet nördlich der Oder zwischen Ohlau und Oppeln, und westlich einer Linie, die von Oppeln durch den Kreis Kreuzburg zur Reichsgrenze gelegt werden kann. Petersen stellt sehr ausführlich die Hinterlassenschaft dieser Siedler zusammen, und versucht daraus, Schlüsse auf ihre Kultur zu ziehen. Seine Schlüsse sind im allgemeinen vorsichtig und zurückhaltend. Was sich ergibt, hat nicht nur für die Vorgeschichte und deren typologisch-chronologische Aufteilung, sondern auch weiterhin großes Interesse. So dient es uns, zu erfahren, daß bereits die frühgermanische Bevölkerung Ostdeutschlands in Dörfern, nicht in Einzelhöfen gesiedelt haben mag. Zuweilen erhalten Resultate, auf anderem Wege gewonnen, hier Bestätigung. Ich habe z. B. für Baechtold-Stäublis Handwörterbuch „Baerglauben" bei der Behandlung des Hirsches feststellen können, daß dieses Tier in der Mythologie der Germanen als Reittier eine große Rolle spielte. Als Einwand gegen meine Schlüsse vermochte bisher ein schlesischer Hallstattfund, die Vase von Lahse mit der Darstellung einer Hirschjagd, zu dienen. Nachdem jetzt Petersen diese Vase mit einigen andern ostgermanischen in sicheren Zusammenhang bringt, entfällt jedes Gegenargument, erhalten die erwähnten Schlüsse vielmehr noch eine besondere Bekräftigung. Ähnliche Fälle ließen sich noch mehr anführen. Petersen schreibt die frühgermanische Besiedlung Schlesiens mit Recht einem ostgermanischen Stamme zu. Und zwar hält er die schon von Kostrzewski und Jahn geäußerte Vermutung, es handle sich hier um die Bastarnen, für einigermaßen wahrscheinlich. Dieses Volk, als dessen markanteste Kulturäußerung uns die sogenannten Gesichtsurnen und die Steinkistengräber bekannt sind, läßt sich archäologisch auf eine Siedlungsgruppe zwischen der unteren Weichsel und der Westgrenze der ehemaligen Provinz Westpreußen, die Großendorfer Gruppe, zurückführen, deren Zusammenhang mit den skandinavisch-germanischen Kulturen erwiesen wird. Damit gibt Petersen die Geschichte eines früh abgewanderten ostgermanischen Stammes von seiner Abspaltung an bis zu seiner Abwanderung aus Schlesien. Was später aus ihm geworden ist, wissen wir nicht. Besteht die Gleichsetzung mit den Bastarnen zu recht, dann begegnet dieses Volk im 2. vorchristlichen Jahrhundert wieder am Schwarzen Meer.

Auf Einzelheiten aus Petersens Arbeit einzugehen, möchte ich unterlassen. Und nur noch ganz allgemein bemerken, daß diese Untersuchung in eine größere Reihe von Einzeluntersuchungen gehört, die Seger vornehmen läßt oder doch unterstützt, durch welche die einzelnen Abschnitte der schlesischen vorgeschichtlichen Zeit geklärt werden. Es gehört dazu nicht nur Segers für immer grundlegende Arbeit über die neolithische Keramik, sondern auch v. Richthofens „ältere Bronzezeit in Schlesien", Tackenbergs „Wandalen in Niederschlesien", Raschkes „Endstufe der mittelschlesischen Urnenfelderkultur", Jahns Arbeiten zur Kaiserzeit, und manches andere. Diese systematische und sorgfältige Einzelforschung, die auch vor toten Strecken nicht zurückschreckt, wird reiche Früchte tragen.

Will-Erich Peuckert.

Mitteilungen des Beuthener Geschichts- und Museumsvereins,

Heft 11/12, 1929, im Auftrage des Vorstandes herausgegeben von Alfons Perlick, Selbstverlag des Vereins, Beuthen.

Die Rührigkeit unserer Beuthener Heimatfreunde bedarf keiner besonderen Erwähnung mehr. Der neue Band der Mitteilungen, die in zwangloser Folge erscheinen, enthält u. a. folgende Aufsätze: Dr. Schyma, Die Begründung und Ausgestaltung des oberschlesischen Eisenbahnnetzes — Franzke, Beiträge zur Geschichte der Reformation im Beuthener Lande — W. Krause, Die Gemeindesiegel des alten Beuthener Kreises — Dr. Knossalla, Klerus und Adel in der Parochie Kamien — Perlick, Der Wolf in Oberschlesien — Perlick, Der Hase in der oberschlesischen Jagd- und Kulturgeschichte — Vogt, Erlebnisse einer Kurierreise durch Oberschlesien im Jahre 1851 — Dr. Matthes, Die steinzeitlichen Funde vom Grytzberg bei Miechowitz — Krause, Geschichte von Pilzendorf — Franzke, Aus der Geschichte von Godullahütte — Dr. Knossalla, Dr. Franz Bernard Petricius — Immerwahr, Das Alter der Privilig. Schützengilde in Beuthen O/S.

Besonders wertvoll erscheinen uns wieder auch die vielen kleinen Mitteilungen und Anregungen.

Apelles von Löwenstern von Peter Epstein

Breslau 1929. Priebatsch's Buchhandlung.

Der „Oberschlesier" lenkte im Maiheft seines 9. Jahrgangs (1927,5) die Aufmerksamkeit seiner Leser auf das künstlerische Lebenswerk des Dichtermusikers Apelles von Löwenstern. Damals lag für die musikgeschichtliche Bewertung die Dissertation von Heinitz (Rostock, 1892) vor. Inzwischen hat Privatdozent Dr. Peter Epstein von der Breslauer Universität den Stoff neu durchgearbeitet und seine Ergebnisse in dem hier angezeigten Büchlein niedergelegt. Die Erkenntnis, daß die reifsten Früchte der schöpferischen Begabung unseres oberschlesischen Barockmeisters auf dem Boden des volkstümlichen evangelischen Kirchenliedes zu ernten sind, findet sich bestätigt. Es darf in diesem Zusammenhang auf die im erwähnten Oberschlesierjahrgang dargebotenen Proben dieses seines Schaffenszweiges hingewiesen werden. Löwenstern steht da inmitten einer Bewegung, deren Wahlspruch lautet: zurück zur Einfachheit. Wie viele und nicht die schlechtesten seiner Zeitgenossen strebt er danach, dichterisch von der verwelschten Unart barocker Verstiegenheit loszukommen. Dieser Erzhumanist gewinnt also gerade aus der Wertschätzung antiker Sprach- und Dichtkunst den Antrieb, die deutsche Muttersprache zum gleichwertigen Kunstinstrument heranzubilden. Wie er, so auch sein Kreis. Das zeigt der völlig fremdwörtereine lange Brief des Czepko von Reigersfeld mit seiner Forderung der „aussauberung unser muttersprache". Und das ist das Verdienst der fleißigen und spürkräftigen Studie Epsteins, über die musikalische Leistungsfähigkeit unseres Meisters hinaus seine allgemein-geistige Verwurzelung, Regsamkeit und Bedeutung ins hellste Licht zu stellen. Dieser Löwenstern entpuppt sich, je älter er wird, mehr und mehr als ein Förderer geistiger Kulturwerte überhaupt.

In der Lebensgeschichte des Löwenstern konnte Epstein manche bisherige Lücke füllen. Als Familienname hat nun nicht mehr „Löwe" zu gelten, sondern nach Ausweis einer Brieger Gymnasialmatrikel vom Jahre 1610 „Appelt". Nach Abschluß der Schulzeit wird der junge Musiker Kantor und Lehrer in Leobschütz. Die letzten Lebensjahre gehören in der Hauptsache Breslau. Als Todestag ermittelt Epstein den 11. April 1648. Manch neuen Zug weiß er auch für die musikalisch-praktische Betätigung des Meisters beizutragen, der in der zeitgenössischen Literatur wohlbeschlagen ist. Eine umfängliche Notenbeilage führt uns in seine Chormusik zu der „Judith" von Opitz-Tscherning ein. Den neuen Opernstiel kennt Löwenstern noch nicht, das monodische Prinzip spielt eine ganz untergeordnete Rolle, das chorische herrscht vor. Der durchsichtige Stil Joh. H. Scheins etwa klingt an, ohne daß aber dessen melodische und formschöne Kraft erreicht wird. Immerhin haben diese Stücke nicht nur den Wert geschichtlicher Merkwürdigkeit, könnten vielmehr von Männer- und Schulchören durchaus wieder in lebensvolle Nähe gerückt werden, z. B. das Trinklied der Wache aus dem 4. Akt.

Wer einen Blick in jene trotz politischer und religiöser Wirren lebenbejahende und tieffromme Zeit in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts tun will, der wird Epsteins Studie nicht ohne Gewinn lesen, zumal der Musikhistoriker sein fachliches Wissen und Meinen durchaus nicht in den Vordergrund stellt. Möchte nur die altschlesische Musikgeschichte recht viele Förderer finden. Es ist da noch viel zu tun,

besonders auch für unser Oberschlesien. Hier könnten Behörden durch Preisausschreiben Gutes stiften. Gerhard Strecke.

Der Männergesangverein „Liederkranz" in Krappitz

legt anläßlich seines 75. Stiftungsfestes eine besondere Festschrift vor.

Auch die

Freie Bäckerinnung zu Groß-Strehlitz

tritt mit einer besonderen Broschüre anläßlich einer Festveranstaltung hervor, in der Rektor Ernst Mücke die Geschichte der Freien Bäckerinnung zu Groß-Strehlitz liebevoll darstellt. Solche Fest- und Jubiläumsschriften müßten u. a. auch von unseren Bibliotheken, Museen usw. eifrig gesammelt werden, weil sie für eine spätere Forschung wichtig sind.

Der Tätigkeitsbericht der Geologischen Vereinigung Oberschlesiens im Jahre 1928,

erstattet von Professor Gustav Eisenreich in Gleiwitz, ist bei ihm (Gleiwitz, Raudener Str. 28) erhältlich. Er umfaßt 46 Seiten und gibt wertvolle Aufklärung nicht nur über die Tätigkeit der Geologischen Vereinigung, sondern auch über die geologische Struktur Oberschlesiens und manche der Geologie verwandte Sachgebiete.

Der Verein für Geschichte Schlesiens

brachte eben seinen 63. Jahresband heraus, den in Verbindung mit Konrad Wutke Wilhelm Dersch und Erich Randt bearbeiteten. (Verlag Trewendt & Granier, Breslau, 1929, 432 Seiten). Der für die Geschichte Schlesiens wertvolle Band enthält u. a. folgende Arbeiten: Prof. Dr. Richard Koebner, Locatio. Zur Begriffssprache und Geschichte der deutschen Kolonisation — Dr. Heinrich von Loesch, Untersuchungen zur Geschichte der fränkischen Hufe — Dr. Adolf Schaube, Die ältesten Statuten der Brieger Goldschmiede, ein Beitrag zur Geschichte des schlesischen Zunftwesens im 16. Jahrhundert — Dr. Edmund Michael, Die schlesische Dorfschule im 16. Jahrhundert — Dr. Werner Milch, Beiträge zur Geschichte der Familie von Czepko im 17. Jahrhundert — Dr. Gustav Schoenaich, Bildpläne und Städtebau in Schlesien — Dr. Richard Koebners Würdigung des verstorbenen Geschichtsforschers Hermann Reincke-Bloch.
Das Buch enthält außerdem eine sehr große Reihe guter Buchbesprechungen.

Dr. Paul Knötel, Kirchliche Bilderkunde Schlesiens, mit 8 Bildtafeln.

1929, Verlag Gebr. Jenkner, Glatz, 137 S.

Diese fleißige Arbeit eines unserer Altmeister schlesischer Heimatforschung ist ein wertvolles Hilfsbuch zur Geschichte und Kunstgeschichte Schlesiens. Im Vordergrunde stehen die Schöpfungen des Mittelalters. Aus der ungeheuren Fülle der schlesischen Barockwerke hat der Verfasser hauptsächlich 3 Gruppen berücksichtigt: 1. Heilige, die Beziehungen zu Schlesien haben, 2. solche, von denen mittelalterliche Darstellungen überhaupt nicht mehr (z. B. hl. Zisterzienser) oder nur in ganz wenigen Stükken erhalten sind, 3. ganz seltene Heiligengestalten, die vielleicht für die Geschichte der betreffenden Kirche von Belang sein können.

In dem Aufsatz „Die Hedwigskirche in Pleß und ihre Altäre", von Dr. Knötel (Septemberheft, S. 600, Fußnote), muß es anstatt („Der Kirchaltar?)" heißen: („Der Kirchenväter?)"
Weiterhin sei nachgetragen, daß sämtliche 6 Bildaufnahmen zu diesem Aufsatze von Edgar Boidol-Kattowitz stammen.

Franz Albert, Die Hussitennot im Glatzer Lande, Band XX der „Glatzer Heimatschriften".

Verlag des Vereins für Glatzer Heimatkunde, Glatz, 1928, 93 Seiten.

Diese sehr lesenswerten Gedenkblätter sind zum Fünfhundertjahrtag des Gefechts am Roten Berge (in den Hussitenkriegen, 1428) erschienen.

Prof. Dr. Manfred Laubert, Deutsch oder slawisch? Kämpfe und Leiden des Ostlanddeutschtums.

Verlag Deutscher Ostbund, Berlin W. 9, Potsdamer Str. 14, 181 Seiten.

Einer der besten Fachwissenschaftler führt hier ein in die Kenntnis des Ostlanddeutschtums, seine Geschichte und seine Kämpfe und Leiden bis in die Gegenwart. Ein stichhaltiges und aus jahrzehntelangem eifrigen Quellenstudium erarbeitetes Material wird hier zusammengefaßt, sodaß dieses Werk ein wichtiges Handbuch für das Studium der Ostlandfragen wird, wenn auch eine markante Persönlichkeit wie die des Professors Manfred Laubert mit diesem Buche nicht ungeteilten Beifall finden wird. Laubert lehnt Kompromisse ab und sieht auch hier die Dinge im Sinne des alten Preußentums und mit scharfer Einstellung von rechts. Laubert selbst meint deshalb in seinem Vorwort: „Es wird keinen Leser geben, der die Ausführungen dieses Büchleins in ihrer Gesamtheit billigen möchte, wenige vielleicht, die es mit Freude, mehr, die es mit Ärger lesen werden. Mir genügt es, wenn es einige gibt, die einiges daraus mit Nutzen lesen".

Erwin Rieger, Ewiges Österreich.

Verlag Manz, Wien, 1928, 239 S.

Das geschmackvolle und mit guten Bildern ausgestattete Buch will ein Spiegel der Kultur des heutigen Österreichs sein. Felix Braun spricht über die österreichische Landschaft, Richard Specht über Österreichs Literatur der Gegenwart, Joseph Gregor über Theater, Paul Stefan über die Musik und Franz Ottmann über die bildenden Künste in Österreich. Über die österreichischen Gesellschaftskreise unterrichtet Gisela Berger, die kulturelle Bedeutung von Wien legt Erwin Rieger dar, während Hans Prager, der ja auch in Oberschlesien bekannte Wiener Dichter, ein Charakterbild des Österreichers zeichnet. Gerade diese letzte Arbeit geht uns Oberschlesier besonders an da ja manche gleiche oder ähnliche Züge Österreicher- und Schlesiertum verknüpfen.

Fritz Braun und Carl Lange, Die Freie Stadt Danzig, Natur, Kultur und Geschichte des Freistaates,

mit 19 Kunstbeilagen und 1 Karte. Verlag Friedrich Brandstetter, Leipzig, 1929. 280 Seiten. Preis geb. 8.— *M*.

Ist in der Sammlung „Heimatbücher deutscher Landschaften" im Verlage Friedrich Brandstetter in Leipzig erschienen und gibt mit den zahlreichen, knappen und wertvollen Beiträgen und den hübschen Bildgaben ein anschauliches und eindringliches Bild von der deutschen Stadt Danzig, ihrer Natur, Kultur und Geschichte. Wir Oberschlesier vermerken den Aufsatz „Joseph von Eichendorff und Danzig" von Carl Lange besonders gern.

Gottfried Fittbogen, Was jeder Deutsche vom Grenz- und Auslandsdeutschtum wissen muß.

Verlag von R. Oldenbourg, München und Berlin, 1929, 138 Seiten.

Für die Güte dieser sehr empfehlenswerten Schrift spricht die Herausgabe von 6 Auflagen in ganz kurzer Zeit. Das Büchlein gibt ausführliches und genaues Zahlenmaterial und, sorgfältig und übersichtlich gegliedert, einen genauen Überblick über den augenblicklichen Stand des Deutschtums drinnen und draußen. Anerkennend sei noch hervorgehoben, daß auch die Ausführungen über Oberschlesien, so kurz sie im Rahmen des Großen und Ganzen sein mußten, aufschlußreich und werbend für uns sind. Scz.

Marienburg, P. W. v.: Rosen der Königin

Marienminne. Breslau, Wahlstatt-Verlag 1929. 157 S. Geschenkband mit Goldschnitt 4.— *M*, Halbleinen 3.— *M*.

Religiöse Lyrik ist eine scheue Blume, die nur in Einsamkeit und Höhe gedeiht. Selten glüht ein Herz im religiösen Erleben so auf, daß sich sein inneres Schauen in Vers und Rhythmus kundgibt. Ein oberschlesischer Priester, der als P. W. von Marienburg dichterisch bereits einen Namen hat, windet im vorliegenden Buche seinem kindlich verehrten Marienmüt-

terchen einen reichen, duftenden Kranz, aus vier Sträußen gebunden: Marienpreis, Poetenmütterlein, Marienleben, Priestermütterlein. In Lourdes, im Kloster Ettal und in anderen Gnadenorten ist ihm diese Liebe aufgegangen, sie beherrscht ihn im Wachen und Träumen, er weiß ihr immer neue Seiten abzugewinnen. Mit Vorliebe träumt er sich als neuzeitlichen Minnesänger und findet gefällige Weisen, die manchmal den Ton der alten Minnesänger überraschend treffen. In Gedichten wie „Maiandacht" * und in den vier Schlußgedichten offenbart sich tiefe Innerlichkeit; das ungemein Schlichte und Volkstümliche seiner ganzen Art steigert sich in „Zuversicht", „Maria zum Begräbnis ging", „Hausmütterchen" und anderen Gedichten zum Volksliedartigen. Einige Gedichte halten Erlebnisse aus seiner schlesischen Heimat fest und rühren an schmerzliche Wunden, z. B. „Bergleute am Sankt Annaberg", „Verbannungsreise" und „Während des 3. Aufstandes". Karl Kaisig.

Götzendienst,

Schauspiel in fünf Akten von G. Reimann, Ratibor.

Gegenüber dem Selbstschutzdrama (vgl. „Oberschlesier" Oktoberheft 1926, S. 741) des gleichen Verfassers bedeutet dieses ungleich stärkere Werk noch einen nicht unbeachtlichen Fortschritt. Es ist zwar in seiner glorifizierenden Haltung dem im Mittelpunkt der Handlung stehenden Generaldirektor und seiner Tochter gegenüber ein in der Wirklichkeit nicht alltäglicher Fall, also ein Einzelfall, dem aber doch typische und darum höchst dramatisch wirksame Merkmale nicht abgehen.

Die Exposition des Dramas ist dramaturgisch von überraschender Gelungenheit. Der Höhepunkt ist mit dem Schluß des zweiten — und besten — Aktes erreicht, sodaß die noch folgenden drei Aufzüge notwendigerweise eine Lockerung der straffen Diktion des Werkes herbeiführen.

Das Thema selbst ist von lebensnaher Aktualität. Dem Arbeitsfanatismus und der Geldbesessenheit des Generaldirektors und seines Nachfolgers wird ein christlicher Pessimismus entgegengesetzt, verkörpert durch die an sich glaubwürdig gezeichnete Gestalt der Tochter, ein Pessimismus, der allerdings ein retardierendes Stimulans im dramatischen Sinne bedeutet und vielleicht gar als mißverstandenes Christentum ausgelegt werden kann. Denn auch das Himmelreich leidet Gewalt; und die Existenz Gottes bedarf auch für den modernen Menschen keines Beweises, weil sie in das Bereich des Glaubens — die ewige Tragik der sogenannten Ungläubigen! — gehört. Hier also setzt die Überzeugungskraft der dramatischen Linienführung aus und gibt dem Stück eine tendenziöse Note. Denn nicht etwa die Religiosität eines Dramatikers wie Paul Claudel stellt das Schauspiel von vornherein auf eine magisch-mystische Ebene, der Glaube kommt nicht von innen, sondern er baut sich erst auf aus der Gewalt der äußeren Ereignisse. Das ist nicht Religion, sondern Frömmelei. Etwa, um zwei Beispiele aus der modernen Literatur zu geben, wie der Unterschied zwischen Francis Jammes und Dietzenschmid. Neben wahrhaft packend gestalteten Szenen, finden sich direkt dilettantische Stellen, die der Umarbeitung oder des Rotstiftes bedürfen. Deplaziert wirkt auch die krasse Art der Gegenüberstellung von Schupo und Kommunist im Gassenton.

Trotz allem bleibt der starke Gesamteindruck — und so wäre die Aufführung dieses Stückes eines begabten oberschlesischen Autors trotz teilweiser Ablehnung doch eine dankenswerte Aufgabe, die über ihren experimentellen Charakter hinaus Eindruck erzielen dürfte.

Alfons Hayduk.

Märchenspiele

Der bekannte Drei-Masken-Verlag, Berlin-München, hat zwei Märchenspielbearbeitungen „Der gestiefelte Kater" und „Aladin und die Wunderlampe" zum Bühnenvertrieb einschließlich der Rechte der Rundfunkverwertung und der Übersetzung in fremde Sprachen erworben, die aus der Feder unseres heimatlichen Dichters Alfons Hayduk stammen. Das erste Märchenspiel ist bereits im September durch den Breslauer Rundfunk gesandt worden. — In diesem Zusammenhang seien Laienspieler für die kommende Weihnachtszeit an das von Alfons Hayduk erneuerte „Schlesische Adventsspiel" erinnert, das bei Priebatsch-Breslau erschienen und für Heimabende in Schule, Verein und Haus empfehlenswert ist.

* Vgl. Seite 714.

Hans Christoph Kaergel, Ein Mann stellt sich dem Schicksal.

1929. Eugen Diederichs Verlag, Jena, 257 Seiten.

Hans Christoph Kaergel ist einer unserer besten schlesischen Erzähler, dazu schlesisch durch und durch und in den Bezirken des Seelischen zu Hause, bei aller schlesischen Gemütlichkeit ein schwerblütiger Sohn der niederschlesischen Heide. Das beweist er auch in seinem neuen Roman.

Christoph Wieprecht und Wolfgang Wallisfurth, Die Katholische Anthologie, Lyrik der Zeit.

Wallisfurth-Verlag, Essen, 1929, 558 S.

Ob es den Verfassern gelungen ist, mit diesem Buche die wesentliche katholische Leistung auf dem Gebiete der deutschen Lyrik in unserer Zeit zu geben, bleibe dahingestellt.

Dem Textteil ist ein Bilderteil mit den Bildnissen der im Buch vertretenen Dichter angehängt.

Uns ist wertvoll, daß auch eine Reihe von Oberschlesiern gewürdigt werden und mit Gedichten vertreten sind, so Willibald Köhler, Hugo Gnielczyk und Gerhart Baron.

Jahrbuch der Sektion für Dichtkunst 1929. Veröffentlichungen der Preuß. Akademie der Künste.

S. Fischer, Verlag, Berlin, 316 Seiten.

Das vornehm ausgestattete Buch führt ein in die Aufgaben der Preußischen Akademie der Künste und enthält wertvolle Beiträge u. a. von Wilhelm von Scholz (Begrüßungsansprache anläßlich der Festsitzung am 15. März 1928), Jakob Wassermann (Rede über das Wesen einer Akademie), Theodor Däubler (Mein Weg nach Hellas), Alfred Döblin (Schriftstellerei und Dichtung) und Alfred Mombert (Lebensfragmente). Zur Politik und Dichtkunst äußern sich Hermann Bahr, Theodor Däubler, Alfred Döblin, Ludwig Fulda, Ricarda Huch, Heinrich Mann, Walter von Molo und Jakob Wassermann, zur Lessingfeier der Akademie Max Liebermann, Julius Petersen, Thomas Mann und Walter von Molo. Von Vorträgen an der Universität werden veröffentlicht: Walter von Molo, Dichterische Konzeption — Oskar Loerke, Formprobleme der Lyrik — Alfred Döblin, Der Bau des epischen Werks — Ludwig Fulda, Die Kunst des Übersetzers — Theodor Däubler, Über die Möglichkeit einer deutschen Dante-Übersetzung. Außerdem werden abgedruckt eine Kundgebung für das Buch und eine gegen die Zensur.

Frau und Volk.

Beiträge zu Zeitfragen von Maria Rigel, Klara Philipp, Dr. Maria Schwarz, Franziska Hornung, Elisabeth Stoffel, Clara Siebert. 8° (VIII und 124 S.) Freiburg im Breisgau 1929, Herder. Kartoniert 2 *M*.

Was die Frau für ein Volk bedeutet, wie sie mit dem Schicksal ihres Volkes verbunden ist, das sagen in diesem Buche Frauen ihrem Volke in der ihnen wesensgemäßen Art — aus dem Erleben ihres Seins, ihrer Aufgaben und Pflichten heraus — in Gesprächen, Tagebuchblättern, Briefen, also in einer besonders lebendigen und wirklichkeitsnahen Form. Einige Themen: Die Frau in der Volksgemeinschaft (Maria Rigel), Hausfrau und Volk (Klara Philipp), Volk und Schule (Franziska Hornung), Jungmädchen und Volksgemeinschaft (Elisabeth Stoffel), Probleme der weiblichen Berufsarbeit (Dr. Maria Schwarz), Frauenwollen und Frauensorgen (Clara Siebert).

Alle Zuschriften, sowohl verlegerische als redaktionelle, bitten wir an den Herausgeber, Rektor Karl Sczodrok in Colonnoswka O/Schl. zu richten.

Großmutter und Enkel — Lichtbild Florek / Czarnowanz